

Auckenthaler, Karlheinz F. (Hg.): *Die Zeit und die Schrift. Österreichische Literatur nach 1945.* — Szeged: JATE 1993. (= Acta Germanica 4) 362 S.

Der vorliegende Band versammelt 36 Aufsätze zu dem Thema österreichische Literatur nach 1945. Diese Beiträge gehen auf ein Symposium gleichen Themas zurück, abgehalten als eine gemeinsame Veranstaltung der Akademie der Wissenschaften Szeged, des österreichischen Kulturinstituts Budapest und des Instituts für Germanistik der József-Attila-Universität, dem Tagungsort der Konferenz.

Die in diesem Band aufgenommenen Aufsätze dokumentieren die Komplexität der österreichischen Literatur nach Ende des 2. Weltkrieges, wobei der Schwerpunkt auf die letzten 25 Jahre gelegt wurde. Dies war nicht so geplant, wie aus dem Vorwort des Herausgebers hervorgeht, sondern die notwendige Folge eines Ausschreibungsverfahrens, das Nachwuchsgermanisten die Möglichkeit gab, ihre Forschungsarbeiten zu präsentieren, die sich mehr mit der jetzigen Schriftstellergeneration beschäftigten als mit der Literatur zwischen 1945 und 1965.

Der vorzüglich geschriebene und informativ interessante Eingangssessay von Klaus Zeyringer beginnt mit dem Neuen Subjektivismus, der in der Trennung von Ich und Gesellschaft das Positive sieht, nämlich die individuelle Befreiung von gesellschaftlicher Unterdrückung. In der Mitte der 80er Jahre gehe es dann von einer Reise „um den eigenen Nabel“ zu einer Reise um die Welt, wobei auch Geschichte und Gegenwart des eigenen Landes in den Vordergrund rückten, besonders in der Form von Mythen, die das Individuum aufklärerisch wieder mit der großen Welt verknüpften.

Der Folgeessay von Tomislav Bekic behandelt die Exilerfahrungen, oder die „innere Geographie“ Franz Theodor Csokors. Man hofft, daß Bekic den sich daraus ergebenden interessanten Fragen in einem anderen Beitrag nachgeht, denn auf knapp 11 Seiten läßt sich dieser Fragenkomplex nicht gebührend behandeln. Die Mehrzahl der Beiträge fällt in dieselbe Kategorie; es wäre besser gewesen, wenn die gehaltenen Vorträge zur Veröffentlichung besser ausgearbeitet worden wären. Einige der behandelten Themen sind gut im Ansatz, werden aber nicht weiter entwickelt, wie z.B. das von Clemens Ruthner behandelte Thema der Phantastik, das zum Randgebiet des österreichischen Literaturkanons gehört und dem man hier dieselbe Aufmerksamkeit wünscht wie seinem überzeugenden und wissenschaftlich gut abgesicherten Artikel „Auf der anderen Seite. Zur (ausgegrenzten) Phantastik unter besonderer Berücksichtigung Österreichs,“ der 1994 in dem von Wendelin Schmidt-Dengler et. al. herausgegebenen Sammelband *Die einen raus — die anderen rein* veröffentlicht wurde (Erich Schmidt Verlag 1994; S. 95-111).

Peter Handke sind mehrere Artikel gewidmet. Mária Kajtár vergleicht überzeugend sein *Wunschloses Unglück* mit Péter Esterházy's *Hilfsverben des Herzens*, und Endre Hárs macht in *Noch einmal für Thukydides* die verblüffende Feststellung, daß Handke nichts Neues mehr bringe und daß „Aufsätze, die über Handke nichts Neues sagen, ... gerade darüber Rechenschaft ab[legen], daß sie das Oeuvre erfaßt haben“ (S. 227). Daß es Handke nicht auf das Ziel, sondern auf den Weg ankomme, betont Márta Horváth in *Peter Handkes Versuche*: „Das Wesen der Erzählung [ist] nicht das Finden, sondern die Suche ...“ (S. 239). Eine andere Perspektive wird von Erzsébet Szabó eingenommen, der in Handkes *Versuch über die Müdigkeit* einen Metatext sieht, in dem drei Handlungsstränge eng miteinander verflochten sind. Die theoretische Basis für diesen interessanten Diskurs lieferte der von Bernáth und Csúri 1990 in der *Studia Poetica* veröffentlichte Artikel *Werkinterpretation, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft*, hier zitiert als „*Werkinterpretation ...*“. Es ist anzunehmen, daß der Autor nicht, wie angegeben, „eine verkaptete Darstellung der Theorie“ geben will,

sondern eine *verknappte*. Leopold Federmairs Beitrag *Peripherien des Erzählens. Zu Peter Handke* versucht sich in gebündelten, an den Expressionismus erinnernden Sprachmustern, die mit vielen subjektiven Bekenntnissen, Fragezeichen und Wiederholungen durchsetzt sind. Beispiel: „Ekel vor den Stereotypen, den Formeln, den Sprachmasken, der Wiederholung; Verklärung der Dinge, des wahre[sic] nehmenden Ichs, der 'rechten Wörter', der Wiederholung“ (S. 254). Ein anderer Beitrag über Handke, in dem dessen *Kaspar* mit dem Jakob Wassermanns verglichen wird, wird von Kálmán Kovács geliefert; das Ergebnis dieser Untersuchung ist, daß Wassermann ein negatives Erziehungs- und Bildungsdrama gestalte, während bei Handke die Betonung hauptsächlich auf der Sprache liege.

Von den vier sich mit Schriftstellerinnen befassenden Aufsätzen (M. Haushofer von Ossberger Ingrid; A. Mitgutsch von Margot Wieser; F. Mayröcker von Klaus Kastberger und E. Jelinek von Gerald Zorman), ist besonders der Mitgutsch-Beitrag hervorzuheben. Hier ist ein Interview mit der Schriftstellerin eingebaut, das die Problematik des Fremdseins, der Suche und der Sprache dieser Schriftstellerin betont, Themen, die ebenfalls in ihrem neuen Roman *Abschied von Jerusalem* behandelt werden.

Besondere Beachtung verdienen der Beitrag von Karlheinz Auckenthaler über Drach, die von Sigurd Scheichls über Hochwälder und von Martin Esslin über W. Bauer, und die von Friedbert Aspetsberger über Winkler und von Christine Potoschnig über Hackl. Sie sind informativ und sehr gut geschrieben, so daß Lesen eine Freude ist.

Es scheint, daß dieser Sammelband zu den Anfängen einer vielversprechenden Serie gehört, so daß die Formfehler in Zukunft vermieden werden. Dazu gehören zum Beispiel die Entschuldigung der Druckerei, daß zwei Zeilen im Vorwort des Herausgebers fehlen. Eine Ausarbeitung der hier veröffentlichten Kurzreferate wäre wünschenswert, denn viele der hier manchmal nur angeschnittenen Themen sind durchaus ausbauenswert. Eine Auswahl der Symposiumsbeiträge wäre hier angebracht gewesen, denn so löblich der Versuch auch ist, Nachwuchsgermanisten zu Wort kommen zu lassen, so geschieht das manchmal auf Kosten der Qualität. Wir hoffen, daß diese Serie fortgesetzt wird.

Gerd K. Schneider
(Syracuse)

Györfy, Miklós: *A német irodalom rövid története*. — Budapest: Corvina 1995. 236 S.

A német irodalom rövid története (Kurze Geschichte der deutschen Literatur) von Miklós Györfy erschien Ende 1995 und umfaßt mit Bibliographie und Register 236 Seiten. Előd Halász: *A német irodalom története (Geschichte der deutschen Literatur)* erschien 1971, und die beiden Bände sind insgesamt fast 1100 Seiten stark. Schon diese numerischen Unterschiede besagen viel. Während das Werk von Halász ein Nachschlagewerk ist, in dem man bestimmte Themen nachlesen kann, ist Györfys Literaturgeschichte fast eine Lektüre, die der interessierte Leser binnen weniger Tage von A bis Z 'verschlingt'. Neben der Kürze ist dies ebenso der guten 'Verdaulichkeit' zu verdanken, die Györfys Buch charakterisiert. Mit Recht beruft er sich in seinem schönen Vorwort auf die maßgebende Wirkung von *A világirodalom története (Die Geschichte der Weltliteratur, 1941)* von Antal Szerb, dessen Ton

er schon hier im Vorwort anschlägt. Auch er will bei aller Informationsflut bewerten, seinen Geschmack gelten lassen, seine Freude an Literatur zeigen. Diese Art kritischer Subjektivität ist uns aus *deutschen* deutschen Literaturgeschichten so gut wie unbekannt; vielleicht ist dazu eine Distanz nötig, über die eben Ausländer verfügen: die deutsche Literaturgeschichte aus Kroatien von V. Žmegac weist vergleichbare Züge auf.

Manchmal urteilt Györfly überraschend mutig. Die Stelle zum Beispiel, wo er die größten Autoren der zwanziger Jahre noch einmal nennt, setzt sich folgendermaßen fort: „Annak idején azonban közülük igazán csak Thomas Mann nagyságát ismerték, ugyanakkor mellette számos olyan prózaíró volt még divatban, akiket az irodalomtörténet azóta a 'futottak még' kategóriába sorol, bár némelyikük még ma is népszerű és olvasott, és a mesterségbeli tudás nem is vitatható el tőlük.“ (S. 165. Auf deutsch etwa: „Unter ihnen wurde damals nur die Größe von Thomas Mann anerkannt, zur gleichen Zeit gab es aber außer ihm noch zahlreiche modische Prosaisten, die seitdem durch die Literaturgeschichte in die Kategorie 'auch gelaufen' eingewiesen wurden, obwohl manche von ihnen auch heute noch populär sind und gern gelesen werden und ihnen das fachliche Können auch nicht abgesprochen werden kann.“) Die Formulierung mag manche Leser empören, mit dem Kern der Aussage muß man aber einverstanden sein.

Györfly informiert also hilfreich, indem er auch bewertet. In vielen Literaturgeschichten findet man bekanntlich ziemlich „abstrakte“ Interpretationen, die man ohne vorheriges Lesen des behandelten Werkes kaum verstehen kann. Györfly faßt auch Inhalte sachlich und kurz zusammen. Seine Zusammenfassungen sind wirklich informativ und unschwer verständlich, obwohl — oder eben weil — jedes Wort sehr genau abgewogen an die anderen gereiht wurde. Diese klare Dichte ist imposant; es gelingt nicht jedem Autor, Kürze und Klarheit so erfolgreich unter einen Hut zu bringen.

Das Vierteljahrhundert zwischen den Erscheinungsdaten der deutschen Literaturgeschichten aus Ungarn ist nicht nur ein quantitativer, sondern auch ein politisch qualitativer Unterschied. Ohne damit E. Halász etwas vorwerfen zu wollen, sei hier zum Beispiel darauf hingewiesen, dass er bei der Behandlung der Nachkriegslyrik etwa doppelt so lang die Lyrik der DDR wie die des Westens (mit Celan und der Bachmann!) behandelt und bei der Epik etwa Halbe-Halbe macht; bei Györfly verändern sich die Proportionen weitgehend zugunsten der westdeutschen Literatur.

Györfly kann heute auch politisch objektiv und unvoreingenommen urteilen. Meistens tut er das ja auch; manchmal überrascht er aber mit wiederholter Erwähnung der *bürgerlichen Dekadenz* und ähnlichem (nicht nur bei der Jahrhundertwende, auch später). Die marxistische Geschichtsauffassung soll weiterwirken, solange keine einheitliche neue konzipiert wird?

Auch die Proportionen in der historischen Periodisierung sind meistens ausgewogen: Um die Mitte des Buches beginnt die Besprechung des Realismus und damit die der letzten knapp 150 Jahre. Was auf Vorlieben des Autors hinweist, ist, daß er hier der ersten Jahrhunderthälfte (bis 1945) beinahe 60 Seiten, dagegen den letzten 50 Jahren nur gute 30 widmet. Eine Vorliebe unsererseits ist es vielleicht, wenn wir z.B. die Besprechung einiger Barockdichter (Fleming, Angelus Silesius) bemängeln — bei vorgegebenem Werkumfang müsste man dann nämlich auch wegzulassende Stellen bezeichnen. Zweifelsohne ist aber die totale Weglassung der Schillerischen Poesie ein Versäumnis: seine Dichtkunst, speziell seine Balladen, dürften in keiner deutschen Literaturgeschichte fehlen.

Ein einzelner Autor einer Literaturgeschichte soll seinen Vorlieben in gewissen Schranken freien Lauf lassen, sonst wird er ein trockenes Inventar zustande bringen. Györfly kennt sich in der jüngeren Literatur der letzten zwei Jahrhunderte sehr gut

aus und ist mit seinen Formulierungen hier am treffsichersten; was die ältere Zeit anbelangt, stellt er sie meistens auch korrekt, nicht selten mit viel Kenntnis und Empathie vor. Doch wäre hier eine hilfsbereite Lektorenhand vonnöten gewesen: Fehler, oder öfters nur Ungenauigkeiten, die dem Verfasser unterlaufen sind, befinden sich überwiegend in diesem Teil.

Es seien hier einige Beispiele für Ungenauigkeit genannt: „Siegfried Gunther alakjában helyt is áll a tornákon“ (S. 11) — nein, im *Nibelungenlied* nicht in Gunthers Gestalt, sondern mit Hilfe der Tarnkappe. Herzog Anton Ulrich „a wolfenbütteli könyvtár alapítója volt“ (S. 26) — nein, der Begründer der Bibliothek war sein Vater August (und der Erbauer sein Sohn August Wilhelm). Über Grimmelshausen heißt es, daß er „Renchen városka jegyzője volt“ (S. 29) — ‘Schultheiß’, wie es in den Quellen steht, dürften wir kaum mit ‘jegyző’ (Notar) wiedergeben. Vom Lustspiel *Minna von Barnhelm* sagt Györffy, daß es „a darab megírásával egyidejűleg folyó hétéves háborúban játszódik“ (S. 38) — nein, es spielt nicht während des Krieges, sondern unmittelbar danach und wurde wenige Jahre später geschrieben. Über den Selbstmord des Legationssekretärs Jerusalem heißt es, „melyet az őt ért hivatali és társasági sérelmek miatt követett el“ (S. 51), d.h. wegen der ihn getroffenen amtlichen und gesellschaftlichen Beleidigungen — „Grund zur Tat sei die Liebe zur Frau eines anderen gewesen“, formuliert Ernst Beutler und andere ähnlich. (In: Goethe, J. W.: *Die Leiden des jungen Werthers*. Reclam, Stuttgart 1986. S. 158. Vgl. auch: Scherer, W.: *Geschichte der deutschen Literatur*. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1894, S. 493.) Györffy meint, das Drama *Der arme Konrad* von Friedrich Wolf „a harmincéves háborúból merítette témáját“ (S. 151) — schon der Titel weist darauf hin, daß hier der 30jährige Krieg mit den Bauernkriegen um hundert Jahre früher verwechselt wurde.

Fraglich ist, ob man wegen der Kürze Hypothesen als Fakten darstellen darf. „Artus a [...] kelták 5. századi vezéralakja volt“, behauptet Györffy (S. 13), wobei die Historizität des Königs bis heute unsicher ist. (Vgl. dazu V. Müller — U. Mertens [Hg.]: *Epische Stoffe des Mittelalters*. Kröner, Stuttgart 1984, S. 290f. oder auch T. H. White: *Üdv néked, Arthur, nagy király*. Gondolat, Budapest 1973. S. 403). Walter von der Vogelweide „részt vett a wartburgi dalnokversenyen“, erfährt der Leser (S. 17) — wenn aber der Sängerkrieg doch nur eine literarische Fiktion ist, bekommt Walthers Teilname daran einen anderen Wert. Umgekehrt ist der Fall beim Hauptmann von Köpenick: Hier wird dem Leser nicht gesagt, daß die Geschichte mehr als eine Erfindung Zuckmayers ist (S. 170).

Manchmal gibt es kleine Inkonsequenzen, die in einer Literaturgeschichte von einem Verfasser bestimmt unvermeidlich sind. Ich denke zum Beispiel an Romanbenennungen wie „*Csillagsors* (Roßhalde, 1914)“ (S. 142), aber „*Jugend ohne Gott* (Ifjúság Isten nélkül, 1937)“ (S. 172), obwohl Horváths Werk ebenso übersetzt wurde und ebenso unter einem ‘neuen’ ungarischen Titel erschien: *Hogy lettem én néger*. (Magvető Könyvkiadó, Budapest 1984. Der ungarische Titel ist die Übersetzung des deutschen Untertitels.) — Wie kann man von Erich Kästner ohne *Das doppelte Lottchen* sprechen (S. 170), warum steht bei „Günther“ de Bruyn (der Autor schreibt sich Günter) sein später von ihm selbst verworfener Roman *Der Hohlweg*, während so wichtige Bücher des Autors wie *Märkische Forschungen* und *Neue Herrlichkeit* fehlen?

Die Beispielliste der Unzulänglichkeiten wollen wir mit zwei Fällen abschließen, die die Notwendigkeit einer gründlichen Überprüfung der Handschrift am besten zeigen. Vom Dialog *Der Ackermann aus Böhmen* heißt es: ... „amelyben egy szegény földműves, aki elvesztette feleségét, a Halál allegórikus alakjával perel.“ (S. 21) Der Autor Johannes von Tepl läßt aber den „Ackermann“ (d.h. sich selbst) im 3. caput folgendermaßen sprechen: „Ich bin genant ein ackerman, von vogelwat ist mein pflug,

vnd wone in Behemer lande.“ Wem *vogelwat* sein Pflug ist, ist gerade kein Ackermann, sondern ein Schreiber! Oder Stadtschreiber eben, wie wir es über Johannes von Tepl wissen, oder *jegyző*, wie es bei Györffy steht ... In der Inhaltswiedergabe *des Hofmeisters* von Lenz schreibt Györffy über Läufer: „Elcsábítja tanítványának nővérét, aki szégyenében öngyilkos lesz.“ (S. 46) Das arme, verführte Gustchen begeht also Selbstmord — was der Leser hier nicht mehr erfährt, ist, daß es vom eigenen Vater gerettet und von Vetter und früherem Verehrer Fritz glücklich geheiratet wird.

Trotz der Mängel ist Györffys deutsche Literaturgeschichte ein notwendiges, informationsreiches und gut orientierendes, also ein brauch- und sogar genießbares Buch, wegen der ungarischen Sprache ein breiteres Publikum in Ungarn ansprechend. Ich möchte dem Buch noch weitere Auflagen, dem Publikum dafür die Korrektur der unterlaufenen Ungenauigkeiten wünschen.

József Szaszovszky
(Budapest)

Haslmayr, Harald: *Die Zeit ohne Eigenschaften. Geschichtsphilosophie und Modernebegriff im Werk Robert Musils*. — Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1997. 285 S.

Harald Haslmayr beginnt seine Studie mit einer Aussage, die in einer literaturwissenschaftlichen Analyse als Konklusion gälte: Er geht von der These aus — läßt sie also als Axiom fungieren —, daß Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* den Versuch macht, die Zeit des Ersten Weltkriegs, seinen Ausbruch und seine Bedeutung zu erfassen und zu erklären. Davon ausgehend verfolgt Haslmayr das Ziel, Musils Geschichtsauffassung und seinen Modernebegriff zu rekonstruieren. Wie die Zielsetzung, so ist auch die Methode von Haslmayr die eines Geschichtswissenschaftlers; er behandelt Musils Roman als Quellentext, gleichrangig mit seinen Tagebuchaufzeichnungen, Romanentwürfen oder Essays.

Dies geschieht allerdings nicht unreflektiert; Haslmayr beschäftigt sich zuerst in seiner Einleitung und später auch zu Beginn weiterer Kapitel mit dem Problem der Quelle. Das aber nur kurz, mit der Erklärung „es hieße beinahe Eulen nach Athen tragen“ (60), diese Frage länger zu diskutieren. Er grenzt seine Untersuchung explizit als eine kulturwissenschaftliche ein, aber im weiteren verwickelt er sich nicht in die heute „unausstehlich gewordene *Methodendiskussion*“ (S. 10).

Die globale Struktur der Arbeit bestimmen die oben genannten zwei Hauptthemen. Im ersten Teil wird Musils Geschichtsauffassung, seine Stellungnahme zur Geschichte behandelt, systematisiert nach den benutzten Quellentexten. Im zweiten Teil bildet die Analyse des Begriffs „Moderne“ den Schwerpunkt, hier werden einerseits die wichtigsten Faktoren des Modernisierungsprozesses, wie Pluralität, Dissoziation, Akzeleration usw., andererseits die Konnotationen des Wortes „heute“ im *Mann ohne Eigenschaften* untersucht.

Um Musils Geschichtsauffassung zu rekonstruieren, geht der Autor von der Analyse zweier — in dieser Hinsicht — Schlüsselfiguren des *Mann ohne Eigenschaften* aus. Moosbrugger, der unzurechnungsfähige Mörder, und Clarisse, die Wahnsinnige, sind im Roman nach Haslmayr nicht als Einzelfälle dargestellt, sie sind vielmehr Repräsentanten für die moderne Welt, für das Allgemeine. Moosbruggers Unzurechnungsfähigkeit und Clarissens Wahnsinn bestehen darin, daß sie

zur Erfahrung nicht instande sind; der eine kennt zwischen sich und der Welt keine Zeichen, für die andere wird alles zum Zeichen. Wegen dieser mentalen Einstellung zerfällt die Welt für beide Figuren in Einzelercheinungen, die Kausalität, die lineare Auffassung der Zeit geht bei beiden verloren.

Dieser Gedanke — die Ablehnung der Auffassung eines linearen Zeitflusses, und damit der Kausalität — ist nach Haslmayr paradigmatisch für Musils Geschichtsauffassung. In den weiteren Kapiteln des ersten Teiles untersucht er verschiedene Texte (Texttypen) des Musilschen Oeuvres und zitiert zahlreiche Textstellen aus Musils Tagebüchern, Skizzen, Essays und Briefen, um diese These zu belegen. Das Neue bei Musil sieht Haslmayr darin, daß er zu den Ersten gehört, die das Verstehen der eigenen Zeit bzw. der Vergangenheit aufgrund einfacher Kausalerklärungen nicht mehr für legitim halten. Mit dieser Einstellung gehöre Musil nicht nur zu den bedeutendsten Literaten seines Zeitalters, sondern er sollte nach Haslmayr auch in die Reihe der Geschichtsphilosophen aufgenommen werden — ein Argument für eine Annäherung der Geisteswissenschaften in einer Wissenschaft der Kultur.

Der Grundgedanke der Akausalität bestimmt nach Haslmayr nicht nur den Inhalt des *Mann ohne Eigenschaften*, sondern erklärt auch die von Musil „erfundene“ neue Form des Roman-Essays. Musil vermeidet in seinem Roman absichtlich das „primitiv Epische“, wie er es nennt, er zeigt Skepsis der „grande narration“ gegenüber. Den Roman charakterisiert eine grandiose Statik, eine Handlung im traditionellen Sinne kommt nicht zustande, das Werk besteht vielmehr aus einer „Fülle von Gedanken, Reflexionen und Analysen“ (34).

Ein sehr interessantes Beispiel für Musils Technik, die Logik des Nacheinander zu ironisieren, analysiert Haslmayr in dem Kapitel „Geschichtsphilosophie und Theorie des Geschehens“. Er untersucht ein Kapitel aus dem *Mann ohne Eigenschaften* („Seinesgleichen geschieht oder warum erfindet man nicht Geschichte?“), das er als paradigmatisch für den ganzen Roman ansieht. Hier will Ulrich eine Antwort auf die Frage finden: Was ist Geschichte? Er versucht, seine Gedanken logisch zu ordnen, er numeriert seine Antworten, doch schweift er ständig ab. Die Richtungs- und Ziellosigkeit des Geschichtsverlaufs wird weiter dadurch ironisiert, daß Ulrichs Gedanken kein logisches Ende erreichen, sie werden einfach durch das Ankommen abgebrochen. Also nicht nur der Gegenstand der Erkenntnis, sondern auch die Erkenntnisform weist bei Musil auf die Unmöglichkeit einer linear folgernden Tradition hin — stellt Haslmayr fest.

Aufgrund seiner Hauptthese schlägt Haslmayr eine Lösung auch für den Roman-titel des *Mann ohne Eigenschaften* vor. Er sieht „Musils Geschichts- und Zeitauffassung engstens mit der Unmöglichkeit von Erfahrung des Subjektes“ (73) zusammenhängen. Da nun Eigenschaften als Ausdruck der Art des Lebensvollzugs aufgefaßt werden können, die ihrerseits auf Erfahrung basiert, wird es verständlich, warum Musil von den zahlreichen Titellentwürfen schließlich den endgültigen, eben den „Mann ohne Eigenschaften“ wählte.

Im zweiten Hauptteil („Die Analyse der modernen Welt“) zeigen sich deutlich die Probleme des rein geschichtswissenschaftlichen Herangehens an einen literarischen Text. Es wird nicht deutlich, ob Musils Roman der Gegenstand oder das Mittel der Erkenntnis in Haslmayrs Untersuchungen ist. Die Fragestellung bezieht sich einmal auf den Inhalt des Romans (z.B. Wie erscheint das „heute“ im *Mann ohne Eigenschaften*?) und will so einen Beitrag zu Musils Werk leisten, ein anderes Mal wird Musils Text zum Mittel bzw. zur Quelle der Erkenntnis des Mitteleuropa der Jahrhundertwende.

Vielleicht ist dies der Grund dafür, daß der zweite Teil der Arbeit weniger informativ zu sein scheint als der erste Teil. Es wird eine große Fülle von Zitaten angeführt, die alle als Beweis dafür dienen, daß die Frage der „Moderne“ wirklich

zu den Hauptproblemen des Musilschen Werks gehört. Die „Beweiskraft“ der Zitate besteht aber lediglich in ihrer Quantität; da die Verwendung des Begriffs bei Musil zu vielfältig ist, zieht Haslmayr selbst den Schluß, daß seine Bedeutung bei Musil nicht eindeutig festzulegen ist.

Hier stellt Haslmayr die Frage, welche Methode zum Verständnis der eigenen Zeit anzuwenden ist, wenn man — wie Musil — die Legitimität der „Darstellung von kontinuierlichen geschichtlichen Abläufen“ leugnet. Musils Lösung ist die „methodische Analogie von Epochenvergleichen“ (236). Fast überall, wo er seine Zeit zu charakterisieren versucht, tut er dies durch die Gegenüberstellung von „heute“ und „früher“. Es sei übrigens die Eigenschaft „der Moderne“ (der Begriff jetzt im weiteren Sinne verstanden) — sagt Haslmayr —, daß sie nur im Gegensatz zu etwas bestimmt werden kann, „der Begriff *modernus*, modern, [wird] vor allem dann verwendet, wenn es um eine emanzipatorische Abgrenzung gegenüber einer anderen Epoche geht“ (236).

Nach der Bestimmung der Methode der Musilschen Kulturanalyse (Methode der Analogie) untersucht Haslmayr die verschiedenen Motivkreise, die unterschiedliche Bedeutungsaspekte des Ausdrucks „heute“ vergegenwärtigen, wie „Dissonanzen — Dissoziation — Diskontinuität“, „Religion und Säkularisierung“, „abstraktes Denken — Verstand — Naturwissenschaft“ usw. In diesen Kapiteln haben wir wieder eine große Fülle von Zitaten vor uns, deren Auflistung — wie es der Autor auch selbst feststellt — auf Kosten der Lesbarkeit geht, besonders, da der Status der Zitate im Musilschen Gedankengang ohne Kontext nicht so recht feststellbar ist.

Eben dieses Streben nach Vollständigkeit und korrekter Analyse ist es, was einerseits den großen Wert des Buches ausmacht, andererseits aber die Rezipierbarkeit der Arbeit erheblich mindert. Die Studie enthält wirklich nur Aussagen, die mit Textstellen aus dem Musil-Oeuvre belegt sind; sie enthält überdies aber auch eine Menge Textstellen, Zitate, die nicht interpretiert oder kommentiert werden, die also nicht Teil des Erklärungssystems sind und mit denen der Leser so nicht viel anfangen kann. Zur Vollständigkeit trägt bei, daß Haslmayr am Ende seiner Arbeit eine Liste über alle Stellen des Musil-Nachlasses gibt, an denen sich Zusammenhänge zu seiner Fragestellung finden. Dies war wahrscheinlich nur mit Hilfe des Musil-Nachlasses auf CD-ROM möglich, der aber im Literaturverzeichnis nicht angegeben wird. Trotz einiger Leseschwierigkeiten ist Haslmayrs Buch aber insgesamt zu empfehlen. Er leistet einen bedeutenden Beitrag zur Rekonstruktion des Musilschen Werkes, und zwar aus einer neuen Perspektive. Obwohl die zugrundegelegte Methode kritisch diskutiert werden kann, verhilft der Reichtum an neuen Informationen und neuen Zusammenhängen, den Haslmayr bietet, eindeutig zum besseren Verständnis des Musil-Oeuvre.

Márta Horváth
(Szeged)

***E.T.A. Hoffmann Jahrbuch*. Bde. 1 (1992-93), 2 (1994), 3 (1995). — Berlin: Erich Schmidt Verlag. 224, 166, 160 S.**

Das *E.T.A. Hoffmann Jahrbuch* ist ein guter Beweis für die Beständigkeit in der Veränderung, denn es führt unter diesem Titel eigentlich die *Mitteilungen der E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft* (=MHG) fort (Band 1 entspricht dem Heft 38/39 der MHG, Band 2 dem 40 und Band 3 dem 41). Die *Mitteilungen* waren dem (wohl nicht allzu kleinen) Kreis der Hoffmann-Forscher bekannt, das *Jahrbuch* erhebt aber den (be-

rechtigten) Anspruch, in einem weiteren Kreis zu wirken. Das wird wohl möglich, denn obwohl die *MHG* seit den siebziger Jahren unter der Schriftleitung von Wulf Segebrecht „zu einem wichtigen Organ der Hoffmann-Forschung“ geworden sind, konnten diese Hefte — da sie nicht in einem Buchverlag erschienen — doch nur eine beschränkte Verbreitung finden. Die Publikation des *Jahrbuchs* wurde nun vom Erich Schmidt Verlag, Berlin, einem der wichtigsten literaturwissenschaftlichen Verlage Deutschlands übernommen, und diese Tatsache wird die erwähnten Mängel sicherlich beheben.

Die Herausgeber des *E.T.A. Hoffmann Jahrbuchs* sind bekannte und anerkannte Hoffmann-Forscher: Hartmut Steinecke (zugleich auch Herausgeber der neuesten kritischen Hoffmann-Gesamtausgabe), Franz Loquai und Steven Paul Scher, und auch der wissenschaftliche Beirat, der eine gewisse Internationalität dieses Forschungsorgans sichert, besteht aus namhaften Wissenschaftlern. Das Jahrbuch will — wie es Hartmut Steinecke in seinem Vorwort zum ersten Band formuliert — „noch mehr als bisher ein Forum der internationalen Hoffmann-Forschung sein“, und der erweiterten Konzeption entsprechend möchte es „den Diskussionen um den Autor, sein Werk und dessen Kontexte ein Forum bieten, offen sein für Spezialstudien wie für Arbeiten, die über Hoffmann hinausgreifen“. Diesen Zielsetzungen entspricht der erste Band schon dadurch, daß er die Beiträge des im September 1992 in Berlin unter dem Titel „E.T.A. Hoffmann. Deutsche Romantik im europäischem Kontext“ organisierten internationalen Symposions enthält. Der Titel signalisiert zugleich wichtige Akzente, denn die ersten beiden Aufsätze untersuchen Hoffmanns Zugehörigkeit zu bedeutenden europäischen Traditionen. Steinecke versucht eine Umwertung des Romanwerks von Hoffmann zu suggerieren, indem er nicht nur die traditionsgemäß als Romane betrachteten (und vom Autor selbst so bezeichneten) zwei Werke (*Die Elixiere des Teufels* und *Kater Murr*), sondern auch andere wie *Der goldne Topf*, *Seltame Leiden eines Theater-Direktors*, *Klein Zaches genannt Zinnober*, *Prinzessin Brambilla*, *Meister Floh* als Romane qualifiziert, und zwar eben auf Grund einiger Merkmale, die in anderen (z.B. in der französischen oder englischen) Literaturen als Romane bezeichnete Werke auszeichneten. Laut Steinecke sind für Hoffmanns als Romane zu betrachtenden Werke eben solche Eigenschaften charakteristisch, die zugleich die „Wendung der Modernität“ des europäischen Romans sicherten und die sich als „die Subjektivierung des Geschehens und die psychologische Vertiefung der Personendarstellung; sowie vor allem die zentrale Rolle der Selbstreflexion“ in den Werken äußern. Die Umwertung der Gattungszugehörigkeit wichtiger Hoffmann-Texte mag und soll noch (heftige?) Diskussionen auslösen, die Feststellung aber, die die Texte als solche bewertet, die zur europäischen Tradition der Moderne gehören und sie fortführen, läßt sich wohl nicht bestreiten. Wolfgang Nehring stimmt auch dieser Forschungslinie bei, indem er das Verhältnis von Tradition und Innovation im Roman *Die Elixiere des Teufels* untersucht und folgert, daß Hoffmann „sich [...] nicht aus der Gattung des Schauerromans herausentwickelt, sondern dieses Genre weitergeführt hat“, indem er es um „die Psychologie des Unterbewußten erweitert“. Martin Swales untersucht den selbstreflexiven Charakter des Romans *Kater Murr* und er betrachtet ihn — so wie Steinecke — als zur „Tradition des selbstreflexiven europäischen Romans der Neuzeit“ gehörend, was eben daraus resultiert, „daß sich das Selbstreflexive gleichzeitig potenziert und kritisch durchleuchtet“. Andere Beiträge verbinden Hoffmann mit anderen Traditionen, wobei der musikgeschichtliche Aspekt des Hoffmannschen Œuvre eine besonders wichtige Rolle spielt. Günter Oesterle analysiert die Erzählung *Ritter Gluck* als Beispiel für „die unaufhebbare Ambivalenz der modernen Kunstproduktion“, die zwischen Tradition und Authentizitätsanspruch hin- und hergerissen wird, Werner Keil untersucht Hoffmanns Beitrag zur Entstehung der musikalischen Romantik, was auch zu einer Umwertung des Romantikbildes der Musikologie

führen könnte. Zwei andere Beispiele stellen einige Hoffmann-Texte in andere, z.B. mythen-geschichtliche (Rudolf Drux) und technik-geschichtliche (Ulrich Stadler) Kontexte. Die anderen Beiträge des Bandes versuchen, verschiedenen Wirkungslinien des Hoffmannschen Werks zu folgen. Hans-Georg Werner zeichnet Hoffmanns „Phantasie-Italien“ nach, das als Kontrast zu dem in den Werken gezeichneten Deutschland die bekannte Dichotomie bzw. Ambivalenz der Texte vertieft. Friedmar Apel hebt visuelle Aspekte bei Hoffmann hervor, indem „das serapiontische Schauen, der romantische Blick auf und in die Natur“ eben die künstlerische Problematik des modernen Menschen veranschaulicht, wofür einige italienische Bilder des weniger bekannten romantischen Malers Carl Blechen auch Beispiele liefern. Traditionellere wirkungsgeschichtliche Fragen stehen in den Beiträgen von Hartmut Mangold, Gisela Vitt-Maucher, Wulf Segebrecht, Sigrid Kohlhof im Mittelpunkt, obwohl ab und zu auch versucht wird, intertextuelle Momente in Betracht zu ziehen.

Band 2 und 3 zeigen eine etwas andere Struktur, die der eigentlichen Gliederung des Jahrbuchs entspricht, indem hier einer Dreiteilung in Aufsätze, Besprechungen und Nachrichten aus der E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft gefolgt wird. In Band 2 berichten drei Beiträge über verschiedene bis jetzt unbekannte Dokumente: Bernhard Schommel schreibt über die Vermehrung der E.T.A. Hoffmann-Sammlung der Staatsbibliothek Bamberg, Werner Taegert über die Deutung eines handgeschriebenen Dokuments, das die Beurteilung eines Romananfangs von Hippel enthält, Wulf Segebrecht berichtet über zwei bisher unbekannte Briefe von Hoffmann, die Erzählungen und Märchen erwähnen, die in die *Serapions-Brüder* aufgenommen wurden, wodurch „die Geschichte der Konzeption und Benennung dieser Erzählungssammlung [...] eine nicht unwesentliche Präzisierung“ erfahren kann. Die Einzelanalysen des Bandes erörtern verschiedene Aspekte einiger Hoffmann-Texte. Detlef Kremer untersucht hermetische Referenzen im *Goldenen Topf*, indem er behauptet, im Text seien zwei esoterische Traditionen zu entdecken: das Sprach- und Schriftkonzept des Märchens zeige kabbalistische Züge, die Naturvorstellung aber sei von der Alchemie bestimmt, zugleich aber entstehe durch die ironisch-spielerische Verarbeitung der Tradition ein weitgehend durch die romantische Ästhetik (vor allem durch die Intertextualitäts- und Arabeske-Auffassung) inspiriertes Werk. Petra Liedke Konow nimmt ästhetische Rekurrenzphänomene im Rahmenzyklus *Die Serapions-Brüder* unter die Lupe, sie deutet den Rahmen „als eine Art »reading interlude«“, der die Gestaltungsprinzipien der Texte hervorkehre, wodurch im Zyklus über seine eigenen Bedingungen reflektiert und so „eine erstaunliche Geschlossenheit“ erzielt werde. Rolf Selbmann behandelt die Poetik von Hoffmann in der späten Erzählung *Des Vettters Eckfenster* und versucht, die bis jetzt gängigen Akzente der Interpretation zu verschieben, die den Text als ein frühes Dokument des literarischen Realismus deuten. Selbmann meint, hier sei ein poetologisches Prinzip am Werk, das sowohl im Zitat Horaz' als auch in den Themen des Gesprächs der beiden Vetter und in den Äußerungen des Ich-Erzählers zum Ausdruck komme, denn es betone „die reduzierte Allwissenheit des traditionellen Erzählers und steht am Anfang einer Linie, die unmittelbar zu den beschränkten Erzählperspektiven der Moderne führt“, dadurch entstehe „ein hochgradig selbst-reflexiver und moderner Text“.

Band 3 enthält auch einige Werkanalysen: Johannes Barth untersucht das Phänomen der ästhetischen Selbstreflexion im Kindermärchen *Nußknacker und Mausekönig*, diese Selbstreflexion konzentriert sich in der Figur von Drobelmeier, er sei „der Künstler als 'Handwerker', mechanischer Verfertiger formal perfekter, aber zunächst seelenloser Werke“, dem die „Imaginationskraft“ fehle, wodurch das bei Hoffmann in den verschiedensten Formen und Texten auftauchende quasi unlösbare Problem eines perfekten, Inspiration und Kalkül in einem idealen Gleichgewicht

verbindenden Kunstschaffens auch in diesem Märchen repräsentiert wird. Detlef Kremer erörtert die Frage der Groteske, die in der Romantik besonders aktuell wurde. In Anlehnung an Bachtins Konzeption entdeckt er im zur Selbsterkenntnis führenden Verwirrspiel des Karnevals wichtige Züge der Groteske, denn „der ‚verkehrte‘ Blick spiegelt die ‚inverse‘ Perspektive der Groteske“, und sie wird am Ende des Capriccio *Prinzessin Brambilla* eben zu einem ästhetischen Programm. Helmut Pfotenhauer weist in seiner Analyse des Romans *Kater Murr* von Hoffmanns Titelvignetten ausgehend vielfältige Bezüge zwischen Bild(haftem), Musik und Sprache, und zwar „die arabeske Verschlingung der Medien“ nach, das Überhandnehmen von Intertextualität und Intermedialität entspräche weitgehend den amimetischen, selbstbezüglichen, modernen Zügen der romantischen Kunstauffassung, der Hoffmann in diesem Werk — einem grundsätzlich und in mehrfachem Sinne des Wortes visuell angelegten Konstruktionsprinzip folgend — nicht nur folgt, sondern sie weiterführend und erweiternd ihr auch neue Aspekte und Möglichkeiten abgewinnt. Band 3 bringt ebenfalls interessante und wertvolle Beiträge zur Hoffmann-Rezeption: Hartmut Steinecke publiziert neue Zeugnisse der zeitgenössischen E.T.A. Hoffmann-Rezeption, Stefan Ringel zählt in seinem Beitrag die Verfilmungen verschiedener Hoffmann-Werke im Laufe der 100jährigen Geschichte des Kinos auf und versucht auch die interessante Tatsache zu erklären, warum sich diese Verfilmungen auf so wenige Werke (vor allem auf *Das Fräulein von Scuderi*, *Die Elixiere des Teufels* und den *Sandmann*) und fast ausschließlich auf den deutschen Sprachraum beschränken. Andreas Olbrich stellte die Bibliographie der im Zeitraum 1981-1993 in verschiedenen Sprachen publizierten Werke von Hoffmann zusammen, er setzt damit die bibliographischen Arbeiten von Klaus Kanzog in den *MHG* fort und bereichert damit unsere Informationen über die verschiedensten Ausgaben dieser Texte, die zugleich auch einen guten Beweis für die Fortwirkung des Autors darstellen.

Die Buchbesprechungen der Bände 2 und 3 orientieren sowohl interessierte Leser als auch Hoffmann-Forscher einerseits durch die Auswahl der besprochenen Werke, andererseits natürlich durch die kritisch-bewertenden Bemerkungen über sie. Dadurch und mehr noch durch die verschiedenen, aber für den kritischen Leser oft doch gemeinsame Ausrichtungen aufweisenden Aufsätze der ersten drei Bände zeichnen sich bestimmte Tendenzen der neuesten Hoffmann-Forschung ab. Hoffmann wird meistens als einer der wichtigsten Autoren der deutschen Romantik und einer der Vorläufer der modernen (nicht nur) deutschen Literatur überhaupt bewertet, deren Werke solche Züge aufweisen (z.B. intertextuelle Schreibweise, Ironie, Groteske, bestimmte strukturelle Eigenschaften), die manchmal über die Moderne hinausweisend unsere postmoderne Zeit vorwegnehmen.

Magdolna Orosz
(Budapest)

Berger, M. – Krolop, K. – Papsonová, N. (Hg.): *brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei 1995*. — Berlin, Prag, Presov: DAAD und brücken-Verlag. 326 S.

Die Organisatoren des Prager Werfel-Symposiums vom Oktober 1995 haben die Veröffentlichung in Rekordzeit durchgepeitscht. Sie haben die Referate im germanistischen Jahrbuch für Tschechien und die Slowakei *brücken* untergebracht, unter kräftiger Mithilfe des DAAD. Bis auf drei Aufsätze, die immerhin auch von deut-

scher kultureller Präsenz in Böhmen und der Slowakei berichten, ist der Band eben Werfel gewidmet.

Die Beiträge stehen in zwangloser Anordnung. Wir unterscheiden jedoch drei Richtungen: Rezeption, Umfeld und Interpretation. Kurt Krolop legt die Reaktionen der Prager auf Werfels Bekenntnisse zur Prager Doppelkultur vor. Josefs Cermáks Aufsatz ergänzt den Krolops um eine überschaubare Bestandsaufnahme der Rezeption von Werfels übrigen frühen Schriften in der tschechischen Kritik. Die Erforschung des Umfeldes von Werfels Schaffen macht den Hauptteil des Symposiumbandes aus. Hannelore Rodlauer beschreibt die geistige Konvergenz der pazifistischen Gruppe, zu der Werfel am Anfang des ersten Weltkrieges stieß.

Rotraut Hacker Müller hat die historischen Hintergründe von Werfels *Cella* eruiert. Dank ihrer imponierenden Recherchen weiß man jetzt genau, daß das Roman-Fragment eine treue Wiedergabe des österreichischen politischen Spektrums zur Zeit des Anschlusses ist. Was Murray Hall über die Beziehungen zwischen Werfel und seinem Verleger Zsolnay mitteilt, ist ein Konzentrat dessen, was er in seiner umfangreichen Geschichte des Verlags dargelegt hat. Man erhält Einblick in die kaufmännischen Bedenken und Rücksichten, die dem Erscheinen eines Buches vorausgehen. Den längsten Aufsatz liefert der unbezwingbare Spurensucher Hartmut Binder mit der Exhumierung eines unansehnlichen Statisten des literarischen Umfeldes Werfels: Karl Weissenstein. Man entdeckt eine gar nicht so blasse Figur der Prager Caféhaus-Literatur. Dem Unterzeichneten ging es in seinem Referat um eine neue Auslegung von Kafkas Ablehnung von Werfels *Schweiger* und die **Intertextualität** zwischen Kafka und Werfel.

Zum Inhalt des Symposiums gehörten auch Werkinterpretationen. Hans Wageners Untersuchung des Erzählstils in *Einer blaßblauen Frauenschrift* verschafft ein nachahmenswertes Modell, das fortan auf Werfels gesamte Novellistik Anwendung finden müßte. Man ist Milan Tvrđík, dem Mitorganisator des Symposiums dankbar, daß er auch Zeit fand, ein Referat beizusteuern. In prägnanter Form bringt er die originellen Züge der religiösen Aussagen Werfels in Erinnerung. Edwin Lürer weist textnah die Babel-Motive im *Stern der Ungeborenen* nach, beleuchtet somit eine Dimension, die man bisher total übersehen hatte. Zum Schluß verklammert der Werfel-Übersetzer und Interpret seines frühen Theaters Hanus Karlach das ganze Oeuvre mit dem letzten Roman, indem er im *Stern...* auf das Auftauchen von „Repetitionen in der Topik, im Stil, ja sogar in der szenischen Struktur“ aus früheren Schriften hinweist.

Im „topographischen“ Zentrum des Referatsbandes steht Karlheinz Auckenthalers Präsentation der noch unveröffentlichten Tagebücher Werfels. Akribisch untersucht der Verfasser den literaturwissenschaftlichen „Tagebuchbegriff“. Er trifft scharfe Sonderungen, die einer Klassifizierung der verschiedenen Aspekte autobiographischer Aufzeichnungen bei Werfel gerecht werden. Er hat die Entstehung der Eintragungen sowie ihre von Werfel selbst vorgenommenen oder vorgesehenen Umgruppierungen zurückverfolgt. Ebenfalls hat er die Neuverteilung durch Adolf Klarman unter Almas Aufsicht rekonstruiert, die ihren Niederschlag in dem ersten Band *Zwischen Oben und Unten* von 1946 findet und im Band mit demselben Titel von 1975 fortlebt.

Ein solcher Band hätte zwar ein Hardcover mit breiterem Buchhandelumlauf verdient. Aber man muß den Herausgebern, ganz besonders Stefan Höhn, der eine Einleitung geschrieben hat, dankbar sein, daß sie die Herausgabe dieser Ergebnisse nicht verzögert haben. Damit bereichern sie nicht nur die Werfel-Forschung, sondern auch die Literaturmethodologie auf entscheidende Weise.

Michel Reffet
(Dijon)

Petersen, Jürgen H.: *Fiktionalität und Ästhetik. Eine Philosophie der Dichtung*. — Berlin: Erich Schmidt 1996. 315 S.

Der neueste Band Jürgen H. Petersens nach dem 1993 erschienenen *Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte* ist eine großangelegte Arbeit — sowohl bezüglich der Themenwahl wie auch der Ausführung der Themen. Während der Verfasser über seine *Erzählsysteme* behauptet hat, keine Theorie, sondern eine Poetik geschrieben zu haben, weil es ihm nicht um die „gedankliche Begründung für ein empirisch sichtbares Phänomen“ ging, setzte er sich diesmal ein weiter gestecktes Ziel als eine „bloße Dichtungstheorie“ (S. 8.) zu liefern. Sein Ziel ist, „alle Dimensionen des Poetischen nach[zuz]eichnen und deren Ursachen und Gründe [zu] untersuchen.“ (S.12.) Seine Diskussionsbereitschaft und sein Streben, sich von den herkömmlichen Literaturtheorien bzw. -theoretikern abzuheben, scheinen diesmal noch intensiver zu sein als im erwähnten vorherigen Buch.

Worin besteht das Neue in Petersens Ansatz nach seiner eigenen Einschätzung? Eine Philosophie der Dichtung haben wir vor uns, weil sie — ähnlich wie die Philosophie — „voraussetzungslos“, unmittelbar bei der Sache ansetzen will, um das Wesen der Dichtung erfassen zu können. In diesem Sinne wäre seine Abhandlung etwa als eine Korrektur oder Vollendung bisheriger Theorien anzusehen, da diese, u.a. die von Jurij Lotman, Johannes Anderegg oder Wolfgang Iser, von einem Theorem ausgehend, nur Einzelaspekte und Einzelheiten zu erfassen fähig gewesen seien.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Begriffsverwendung dieser und anderer Autoren, die „das Poetische mit Fiktionalität und Imagination und alles zusammen mit dem Fiktiven einerseits und dem Wirklichen andererseits“ (S. 10.) in Zusammenhang bringen. Allerdings verfällt auch Petersen sogar in zweierlei Hinsicht den — vermeintlichen — Fehlern seiner etablierten Vorläufer. Erstens: Obwohl er sich gegen ein Theorem sträubt, stellt er sein eigenes auf. Mit der Unterscheidung „Fiktion“ (Erfundenes, Fiktives und als solches ein Gegenbegriff zum Realen, Faktischen) und „Fiktionalität“ schafft er die Grundlage für ein Theorem, von dem er ausgeht: Fiktionalität sei nicht als Seinsstatus, sondern als Redestatus aufzufassen. Zweitens ist auch sein Begriffsapparat ziemlich heterogen und verschwommen. Der Ausgangspunkt, an dem er „unmittelbar“ ansetzen kann, ist „der poetische Satz“, der als bekannte Größe vorausgesetzt und nicht definiert wird. Diese poetischen Sätze, eigentlich sein Untersuchungsmaterial, nennt er im weiteren fiktionale Sätze, die als solche nach ihrem Redestatus charakterisiert werden. Die Frage nach dem Wesen der Fiktionalität umfaßt Einzelaspekte wie

[...] worin sich poetisches Sprechen vom alltäglichen unterscheidet, woher dieser Unterschied stammt, wieso uns dieser Unterschied stets und unmittelbar vertraut ist, wieso in der Poesie sowohl von Ausgedachtem als auch von Fakten die Rede sein kann [...] (S.13.),

die im ersten Teil der Arbeit erörtert werden. Im zweiten Teil wird der Komplex Unterschied und Zusammenspiel von Fiktionalität und Ästhetik behandelt.

Fiktionalität als Redestatus bedeutet für Petersen, daß der Unterschied zwischen Wirklichkeitsaussagen und Fiktionalaussagen nicht in ihrem Gegenstand besteht — das Mittel der Fiktionalaussagen ist ja genauso die Realsprache wie bei Wirklichkeitsaussagen, und es ist durchaus möglich, in einem fiktionalen Satz über Fakten zu reden —, sondern in ihrer **Aussagehinsicht**. Fiktionalaussagen zeichnen sich dadurch aus, daß sie im absoluten, unmittelbaren Sinne wahr und weder verifizierbar noch falsifizierbar sind; daß sie reine Zeitlichkeit und Örtlichkeit aufweisen; und daß sie im Prinzip inkommunikativ sind, weil „weder ein reales Aussagesubjekt etwas auf sich Bezügliches aussagt, noch einen bestimmten, realen Adressaten im Blick hat“ (S. 36.).

Petersens Ansatz über Fiktionalität als Redestatus ist in der Forschungsliteratur schon vorgeprägt und er nimmt auf die vorangegangenen Ansätze zum Teil auch Bezug, aber mit dem Vorbehalt, daß der entscheidende Schritt in diesem Bereich bisher noch nicht getan worden sei. Er selbst beruft sich auf Wolfgang Iser, der in seinem Buch *Der Akt des Lesens* im Zusammenhang von „Fiktion und Wirklichkeit“ nicht mehr vom Seinsverhältnis, sondern vom „Mitteilungsverhältnis“ spricht und auf Ulrich Keller, der ausgesprochen hat, Fiktionalität als Sageweise und Sprechart zu verstehen. Wenn Petersen den Begriff „Wirklichkeitsaussage“ verwendet, dann ist das keine einfache Übernahme des Ausdrucks von **Käte Hamburger**, weil bei Petersen nicht die Existenz eines realen Aussagesubjekts von entscheidender Bedeutung ist, sondern die Tatsache, daß „das Gesagte auf seine Wirklichkeit hin ausgesagt wird.“ (S. 35.)

Die Erklärung dieser doppelten Sprachlichkeit findet der Verfasser darin, daß der Mensch ein doppeltes Sprachbewußtsein hat, welches in einer Doppelung des Bewußtseins (Fiktionalbewußtsein und Realbewußtsein) fundiert ist. Dem Fiktionalbewußtsein ordnet er einen vor-empirischen Status zu, was die Konsequenz in sich trägt, daß fiktionales Sprechen keinesfalls als Nachahmung realer Aussagen verstanden werden kann. Diese These wird dadurch unterstützt, daß er die einzelnen Merkmale der Fiktionalaussagen auf ihren vor-empirischen Status hin prüft.

Zeit und Raum sind Möglichkeiten der Erfahrung, a priori-Kategorien im Kantischen Sinne. Unmittelbare Wahrheit und absolutes Sein lassen sich von der „Erschlossenheit des In-der-Welt-Seins“ Heideggers, was der Welterfahrung vorausliegt, und von dem Gedanken Hegels „Denken heißt Ist-Sagen“ (S. 54.) ableiten. In der Hinsicht des letzten Merkmals — Fiktionalaussagen seien inkommunikativ —, das von Grunde auf fragwürdig erscheint, liefert er ein ungenügendes Argument: er geht von der vorverbalen Sprache der Kinder aus, für die Expressionsfähigkeit und Expressionsneigung charakteristisch ist und die kommunikationslos ist, weil sie kein Gegenüber hat. Der Verfasser behauptet, daß „eine außerordentlich enge Beziehung zwischen dem monadischen, vor-kommunikativen Sprechen und der Eigenart fiktionaler Texte existiert“ (S. 56.). Dabei meint er die ästhetischen Versuche der „Entsemantisierung“ von der Romantik her. Klanggedichte, Unsinnpoesie und ähnliches bilden aber nur einen schmalen Ausschnitt fiktionaler Werke, also keinesfalls ausreichende Beweise für die oben zitierte Annahme. Man hat eher den Eindruck, daß der Verfasser ähnlich den vorangegangenen Erscheinungen auch bei dem letzten Merkmal zu einer analogen Schlußfolgerung kommen wollte.

Petersen behandelt ausführlich die Rolle und die Beschaffenheit der Wirklichkeitsprache in Fiktionalaussagen. Das sprachliche Kunstwerk (bisher hieß es poetischer Satz, fiktionaler Satz, Dichtung, Literatur) ist für ihn eine Kombination von einem fiktionalen Bewußtsein und dem Sprachmaterial von Realaussagen. Die Übertragung der Realsprache in die Fiktionalität führt zur Entindividualisierung, Bedeutenserweiterung der Wörter; führt zur Erfassung des Allgemeinen. An diesem Punkt soll bemerkt werden, daß die Auffassung Kunst als Nachahmung der Wirklichkeit an mehreren Stellen in Frage gestellt wird. In seinen Abhandlungen *'Mimesis' versus 'Nachahmung'*. *Die Poetik des Aristoteles — nochmals neu gelesen* (1992), sowie *'Nachahmung der Natur': Irrtümer und Korrekturen* (1994) versuchte er, die *Poetik* des Aristoteles neu zu lesen und so faßt er den Begriff *mimesis* als Darstellung auf: Dichtung stellt das Allgemeine dar und ahmt nicht das Wirkliche nach. Mit der Bedeutenserweiterung zum Allgemeinen und mit der Behauptung, daß die Grundeigenschaft fiktionalen Sprechens Polyvalenz sei, charakterisiert er es ähnlich wie Jurij Lotman den literarischen Text; Lotman aber spricht keinesfalls von einer Übernahme, sondern von Überlagerung, Umstrukturierung der natürlichen Sprache, wodurch sie zu einem sekundären modellbildenden System wird.

Die Frage nach Bedeutung und Sinn von Fiktionalaussagen kann ohne die Annahme, daß es ein fiktionales Bezugssystem (von Petersen so nicht formuliert) gibt, nicht beantwortet werden. Der Autor hebt hervor, daß Bedeutung und Sinn sich aus den Elementen des Textganzen konstituieren und daß es in Bezug auf die Bedeutung keinen Anhaltspunkt außerhalb des Textes gibt. Das heißt in der Formulierung von Johannes Anderegg in seinem Werk *Fiktion und Kommunikation* „die Geschlossenheit des Fiktivtextes“. Der scheinbar gleiche Gedanke führt aber bei Anderegg zu einer völlig anderen Schlußfolgerung. Denn die Geschlossenheit ist geradezu die Voraussetzung für die Konstitution des fiktiven Bezugfeldes, durch das die Kommunikation in Fiktivtexten zustande kommt. Der Verfasser meint, daß der Fiktivtext nur in der, die Geschlossenheit erst erzeugenden Deutung verständlich und kommunizierbar sei. Für Petersen dagegen sind Fiktionalaussagen inkommunikativ und ihre Eigenschaft, die Polyvalenz, widerspricht geradezu der Kommunikation.

Aus dem ganzen Werk geht hervor, daß Petersen den sprachphilosophischen und den semiotischen Ansatz für unfähig hält, auf die Frage der Fiktionalität eine eindeutige Antwort zu geben. Er betont ausdrücklich, daß bei diesem Phänomen keinesfalls von „möglichen Welten“ oder von „nichtexistierenden Entitäten“ die Rede sein kann. Offensichtlich schreibt er denen zu, daß sie vor dem Hintergrund des Seinstatus und nicht des Redestatus geprägt worden sind. Man kann aber nicht darüber hinwegsehen, daß er nicht ohne die Begrifflichkeit der oben erwähnten Ansätze auskommt. Zwar ist er gegen den Ausdruck „mögliche Welt“, behauptet aber, daß Dichtung eine zweite Welt mit Hilfe der Elemente der ersten, von Vorstellungen, Phantasien erstelle: „Mit Hilfe der Wirklichkeitssprache erwirkt sich Dichtung die Möglichkeit, eine Welt zu konstituieren, die der realen ebenso ähnlich wie unähnlich ist.“ (S. 91.) Vergleicht man damit die Definition Umberto Ecos über die mögliche Welt als Ablauf von Ereignissen, die nicht aktuell, sondern eben möglich sind, und die von den propositionalen Haltungen desjenigen, der sie bestätigt, abhängig sind, findet man Parallelen in der Attributierung und in ihrer Betrachtungsweise. Mit dem „Aktuell-Sein“ der realen Welt sind die Petersenschen Begriffe „das Jeweilige“, „das Individuelle“ verwandt. Eco schreibt außerdem von „gewissen interpretatorischen Haltungen“ fiktionalen Werken gegenüber, was mit der Annahme Petersens korrespondiert, daß der Mensch infolge seines Fiktionalbewußtseins fiktionale Werke/Texte sofort und ohne jede Schwierigkeit als solche rezipiert. Ob die Konsistenz der „anderen“, d.h. möglichen oder fiktionalen Welt gleich ist, kann an dieser Stelle nicht entschieden werden. Trotzdem taucht die Frage auf, ob die Fähigkeit des Menschen, mögliche Welten zu konstruieren, sich nicht aus der Existenz eines Fiktionalbewußtseins ergibt.

Je mehr man sich in das Buch vertieft, desto klarer wird der Eindruck, daß der Verfasser diesmal alle Streitfragen der Literaturwissenschaft lösen möchte. Im Kapitel „Deduktion der poetischen Gattungen“ lehnt er schlicht alle bisher aufgestellten Gattungspoetologien ab, denn es soll eine Gattungsthematik a priori aufgedeckt werden. Petersen meint dies in der These zu entdecken, daß im Sprachlichen Anhaltspunkte für eine Gliederung des Sprechens der Gattungstrias entsprechend zu finden sind. Er, der bis zu diesem Punkt behauptet hat, Fiktionalaussagen seien inkommunikativ und auch im weiteren dafür argumentiert, sieht die Grundlage für die Dreiergliederung der Gattungen in der kommunikativen Struktur der Sprache (Sender, Nachricht, Empfänger) verankert: „Ich differenziere [...] nach Textarten, in denen das sprechende Medium (Sender), der Gegenstand des Sprechens (Nachricht) oder der jeweils Angesprochene (Empfänger) dominiert.“ (S. 118.) Demnach ist im lyrischen Sprechen die wichtigste Komponente der Sender, in der Epik die Nachricht und in der Dramatik der Adressat. Die Mischung der einzelnen Gattungselemente erklärt Petersen damit, daß — analog zu den alltäglichen Redesituationen — bei der Dominanz der einen Komponente auch die anderen mitschwingen.

In den Kapiteln „Ästhetik“ und „Literarästhetik“ setzt er sich zum Ziel, das Schöne zu beschreiben, wobei er keine eigene Ästhetik entwerfen, nur die Phänomene im Zusammenhang mit dem Schönen fixieren möchte. Das Ästhetische bestehe in der textuellen Geschlossenheit und in der Funktionalität aller Ausdruckselemente. Die funktionale Ganzheit, die Einheit des Vielfältigen wird an zahlreichen Textbeispielen gezeigt.

Die Problemstellung Petersens in diesem Band ordnet sich in eine lange literaturwissenschaftliche Tradition; seine Thesen regen an manchen Stellen zur Diskussion an, jedoch sind seine Darstellungsergebnisse im großen und ganzen nicht innovativ genug. Dazu gesellt sich ein heterogenes Begriffsinstrumentarium, das er teilweise von Schulen und Richtungen übernimmt, deren Erkenntnisse er für grundsätzlich falsch hält. Trotzdem ist sein Werk ein gedankenerregender Beitrag zum unerschöpflichen Thema der Fiktionalität.

Gabriella Rác
(Veszprém)

Lorenz-Lindemann, Karin (Hg.): *Widerstehen im Wort. Studien zu den Dichtungen Gertrud Kolmars*. — Göttingen: Wallstein Verlag 1996. 184 S.

Gertrud Kolmar (eigentlich Gertrud Sara Chodziesner, 1894-1943) gehört wie kaum eine andere Dichterin zu den vergessenen und auf diese Weise so gut wie vollkommen unbekannt gebliebenen Autorinnen Deutschlands. Ihr literarisches Werk ist nur in wenigen Auflagen in geringer Höhe erschienen, eine der Bedeutung ihres Schaffens — auch im Umfang — adäquate wissenschaftliche Auseinandersetzung läßt auf sich warten.

Als erstaunlich muß die weitgehende Unbekanntheit der Gertrud Kolmar für ein breites Lesepublikum weiterhin auch aus dem Grunde angesehen werden, da sich ja durchaus angesehene Autoren um sie und ihr Werk bemüht hatten, Nelly Sachs, Else Lasker-Schüler, Hermann Kasack und Johannes Bobrowski sind hier zu nennen. Doch trotz dieser Befürworter bzw. Bewunderer mangelt es an modernen Ausgaben der Werke der Autorin, die ihren Autorennamen 1917 bei ihrer ersten Lyrikveröffentlichung angenommen hatte. Daß sie bzw. ihre wenigen veröffentlichten Werke von den Nazis verboten worden waren, ist nicht erstaunlich, doch um so trauriger und nachdenklicher stimmend ist der Umstand, daß nach 1945 kaum Neuauflagen durchgesetzt werden konnten. Traurigerweise wurde gegen eine Veröffentlichung häufig gerade das Argument ins Feld geführt, Kolmar sei ja gerade keine Vergessene und Unbekannte, schließlich seien die Bände *Preußische Wappen* 1934 und *Die Frau und die Tiere* — allerdings unter dem Namen Gertrud Chodziesner — 1938 in Berlin erschienen.

In diesem Umfeld muß die Veröffentlichung des Bandes *Widerstehen im Wort. Studien zu den Dichtungen Gertrud Kolmars* gesehen werden, der nicht einfach nur ein Studienband von verschiedenen Verfassern zu einem beliebigen Thema darstellt, sondern durch den die Herausgeberin Karin Lorenz-Lindemann eine jahrzehntealte Schuld der Germanistik abzutragen mithilft. Zwar gibt es so etwas wie eine „Kolmar-Forschung“, doch besteht diese nur aus wenigen Studienbänden und Artikeln, ein vergleichender Blick auf die Philologie zu anderen Autoren des 20. Jahrhunderts läßt nur erahnen, welche Dimensionen inzwischen in der Beschäftigung mit dem Werk der Gertrud Kolmar hätten erreicht werden können.

Dieser Band nun soll als eine Ergänzung zu den Forschungsarbeiten dienen, die bisher zum Werk der Kolmar vorliegen, und zugleich als ein Gegengewicht zu den primär biographieorientierten Forschungen, in denen vieles in den Werken durch die Heranziehung des Biographischen zugleich auch reduziert worden ist.

In der *Einleitung* verdeutlicht die Herausgeberin des Bandes, daß die internationale Kolmar-Forschung in weiten Teilen an die feministische und psychoanalytisch orientierte Literaturkritik anknüpft und dabei nicht immer der Gefahr entgeht, zu unerlaubten Vereinfachungen zu gelangen. Bestimmte Fakten und Halbwahrheiten aus dem Leben der Kolmar sind, aus nachträglicher Perspektive verkürzt, fehlgeleitet worden.

Beatrice Eichmann-Leutenegger beschäftigt sich in *Finkenkrug. Ein Lebensort der deutsch-jüdischen Dichterin Gertrud Kolmar* mit der Frage, unter welchen Lebensbedingungen das Schaffen der Kolmar während der Weimarer Republik (ent-)stand. Finkenkrug, hinter Spandau auf dem Lande liegend, war für die Dichterin — bis zum Zwangsverkauf am 23. Oktober 1941 — in vielerlei Hinsicht wichtig gewesen: als Refugium, als Rückzugsort vor den Ereignissen der Nazibarbarei, aber auch als Vorübung für das Siedlerleben in Palästina — zu dem es nicht mehr kommen konnte.

Innovation und Tradition am Beispiel von Gertrud Kolmars 'Märchen' lautet der Titel von Tuvia Rübners Beitrag, in dessen Mittelpunkt die Betrachtung der Frage steht, wie in dem Gedicht *Märchen* der im Jahre 1943 in der Gaskammer ermordeten Dichterin sich Überlieferung und Neufindung miteinander verknüpfen und durchdringen. Als Ergebnis entsteht etwas Neues, das nicht auf althergebrachte traditionelle Schemata reduziert werden kann. Die eingehende Analyse des Gedichts ist nicht nur feinfühlig, sondern in der Benennung von offen gebliebenen Fragen und Deutungsmöglichkeiten eine viel größere Hilfe bei der interpretatorischen Beschäftigung, als wenn zu Gunsten einer Eindeutigkeit der Eindruck einer hundertprozentigen Erschließbarkeit erweckt worden wäre.

Ingeborg Fiala-Fürst wendet sich dem *Gedichtzyklus 'Das Wort der Stummen'* zu und macht deutlich, daß die Anordnung der Gedichte nicht zufällig ist, sondern die Stellung der für die Kolmarsche Dichtung untypischen politisch-agitatorischen Gedichte — die von einer genauen Kenntnis der Verbrechen in den Lagern zeugen — in der Mitte des Zyklus sowohl als besondere Betonung dieser bzw. als deren „Verstecken“ aufgefaßt werden kann. Der Titel des Zyklus beleuchtet die paradoxe Tatsache, daß gerade in Gedichten (*Ewiger Jude, Der Mißhandelte, Anno Domini 1933*), die besonders eindeutig die Stummen, d.h. Schutzlosen und Ausgelieferten des Regimes verteidigen, die Verknappung der sprachlichen poetischen Mittel am prägnantesten auftritt. Hier findet sich eben: *Das Wort der Stummen*.

Gerhard Sauder beschäftigt sich mit *Gertrud Kolmars Wappengedichten*, mit Gedichten, die durch die Sammelleidenschaft von Gertrud Kolmars Bruder Georg Chodziesner inspiriert worden waren. Dieser sammelte nämlich als Kind Wappenmarken, die die Firma Kaffee HAG als Reklamemarken auf den Markt gebracht hatte. Die Marken zeigten die Wappen deutscher Städte, Flecken und Dörfer. Nicht jedes Wappen wurde von Gertrud Kolmar als Gedicht gestaltet, sie bevorzugte Wappen, in denen Tiere oder Pflanzen bzw. Architekturdarstellungen, Sonne, Mond und Sterne vorkamen. Problematisch ist bis heute bei der Betrachtung der *Wappengedichte*, daß die Druckfassungen nicht mit den Originalgedichten übereinstimmen. Trotzdem kann soviel festgestellt werden, daß die meisten Gedichte heimliche Liebesgedichte sind, und bei aller Erkenntnis der Krise und Gefahr spielt in ihnen die Hoffnung auf die Kraft zur Verwandlung über den Tod hinaus eine wichtige Rolle.

Anhand des *Verszyklus 'Welten'* finden sich Betrachtungen zu *Gertrud Kolmars Poetologie und Geschichtsverständnis* im Aufsatz von Karin Lorenz-Lindemann, der Herausgeberin des Bandes. Diesen Verszyklus liebte die Dichterin sehr, sie bezog

sich immer wieder auf ihn, deshalb erlaubt eine genauere Untersuchung des Zyklus, seiner Einsichten und künstlerischen Verfahren einen intimen Einblick sowohl in das dichterisch-poetische Vorgehen als auch in die Hauptthemen der Kolmar. Siebzehn Gedichte umfaßt der Zyklus, im Mittelpunkt der ursprünglichen Anordnung das Gedicht *Asien*. Der Beitrag skizziert nicht nur das Verhältnis von Natur und Geschichte in den Vorstellungen der Kolmar sowie ihre Asienvorstellung, sondern zeigt anhand einer Reihe konkreter Verweise deutlich das Verhältnis der Dichterin zu ihrem jüdischen Erbe auf.

Jakob Hessing schreibt unter dem Titel: *Am Ende war das Wort. Zu Gertrud Kolmars 'Verwandlungen'*. Hierbei geht es um das Leben und dessen Abbildung in der Kunst der Kolmar bzw. um die Frage, ob Kunst für sie Leben erschaffen konnte. Frappierend ist dabei die Tatsache, daß sie bereits in dem Gedicht *Ich weiß es* aus dem Jahre 1917 ausgehend von ihrer eigenen unglücklich ausgegangenen, weil abgebrochenen Schwangerschaft, nicht nur die eigene Trauer dichterisch erfaßt, sondern auf allgemeiner Ebene bereits die Ausweglosigkeit ihrer jüdischen Existenz in Deutschland reflektiert.

Abraham Huss beschäftigt sich mit Fragen *Zum Bild von Robespierre bei Gertrud Kolmar*, das ausgeprägter war, als man von einer scheinbar unpolitischen Dichterin erwarten würde. Ein Essay und Gedichte sowie ein Gedichtzyklus, alle nach dem Beginn der Nazi Herrschaft entstanden, sind die Quellen, aus denen man ersehen kann, daß Robespierre für die Dichterin zu einem Objekt der Identifikation geworden war. Dabei stattet sie ihn teilweise mit Zügen eines Erlösers aus, der die Rettung auf das Prinzip der Liebe gründete, so daß die Robespierre-Gedichte als religiöse Gedichte gedeutet werden können, wozu auch drei der Mottos des Zyklus Anlaß geben, die aus der Bibel genommen worden sind.

Elisabeth Hoffmann schreibt unter dem Titel *Was unterscheidet diese Frau von anderen Frauen. Weiblichkeit, Jüdischsein und Gesellschaft in der Erzählung 'Eine jüdische Mutter'* über das wechselvolle Schicksal der Erzählung, deren Titel sich bisher bei jeder Veröffentlichung aus den unterschiedlichsten Überlegungen veränderte. Der Roman erzählt die Geschichte einer Frau, deren Kind — nachdem zuvor die Ehe mit dem Vater des Kindes in die Brüche gegangen war — das Opfer eines Sexualverbrechens wird. Die Mutter tötet das körperlich und seelisch vollkommen gebrochene, nicht mehr heilbare Kind, und begibt sich auf die Suche nach dem Täter, den sie als den wahren Mörder betrachtet. Die immer verzweifelnder werdende Suche bleibt ergebnislos, am Ende — nach vielen vergeblichen Versuchen — nimmt sich die Frau das Leben. Der Text beinhaltet eine Vielzahl eigener Erfahrungen, Vorstellungen und Wünsche, die 1931 — als der Text entstand — aus der eigenen Lebenslage der Kolmar eine Veröffentlichung ausschlossen, da die ausgeführten Ideen und Wunschvorstellungen — Sexualität, Weiblichkeit, jüdisches Selbstverständnis, Mutter-Kind-Beziehung — im Gegensatz zu dem standen, was man wohl von einer „guten“ jüdischen Tochter erwartete.

Lucia Hubig und Reiner Marx gehen auf das Thema *Jüdische Selbstvergewisserung unter nationalsozialistischer Verfolgung* anhand der Erzählung *Susanna* ein. Die Erzählung ist bisher noch nicht in der Fassung des Typoskripts erschienen, das in Marbach zu finden ist. Alle Veröffentlichungen haben deutliche Veränderungen am Text vorgenommen. Die vorliegende Studie geht nun minutiös anhand des authentischen Textes den zahlreichen Verknüpfungen des Werkes mit der jüdischen Tradition nach.

Anne Heitschmidt beschäftigt sich in ihrem Beitrag *'Saiten, die noch tönen.'* mit *Gertrud Kolmars Dialog mit der Bibel*, den sie auf Grund von vier Gedichten nachzeichnet. Eindrucksvoll erscheinen die Bezüge und Vernetzungen mit der hebräischen Bibel, die in den Dichtungen der Kolmar sichtbar werden.

Christiane Auras schließlich wendet sich in *Nachrichten aus der Zwischenwelt. Gertrud Kolmars Briefe an die Schwester Hilde (1938-1943)* der biographischen Seite der Gertrud Kolmar zu, doch erhellen die Briefe nicht nur Momente ihres Alltagslebens, sondern sind beredete Zeugnisse ihrer poetischen Vorstellungen und Zielsetzungen, ja beinhalten Elemente von Eigeninterpretationen.

Das Schicksal der Gertrud Kolmar und das ihres literarischen Werkes muß nachdenklich stimmen. Als Gertrud Sara Chodziesner führte sie in ihrem Familiennamen den Namen der kleinen Kreisstadt Chodziesen in der preußischen Provinz Posen, worin auch der Versuch der deutsch-jüdischen Symbiose zum Ausdruck kommt. Der Autorennamen „Kolmar“, den sie gebrauchte, ist nichts anderes als der deutsche Name ebenderselben Kleinstadt. Das Festhalten an diesem Namen ist nicht zu übersehen, es dürfte kein Zufall gewesen sein.

Sicherlich ist in Kenntnis des Schicksals der Dichterin eine abstrakt-kühle Beschäftigung mit ihren Werken nur sehr schwer möglich, schließlich schnürt schon allein der Gedanke an ihren Lebenslauf dem Leser die Kehle zu. Doch ist angesichts der Qualität des Kolmarschen Lebenswerkes die unvermeidliche Betroffenheit in gewisser Hinsicht hinderlich — nämlich für potentielle Rezipienten, die noch keinen Text der Dichterin kennen, mag der falsche Eindruck entstehen, es handle sich hier um einen Fall, bei dem die Biographie der Dichterin die Beschäftigung mit ihrem Werk legitimiere. Daß dies nicht der Fall ist, verdeutlicht die Lektüre der Werke der Kolmar.

Der vorliegende Band umgeht beide Gefahren — die zu stark durch die Biographie gekennzeichnete Beschäftigung ebenso wie die zu abstrakt-kühle — und stellt nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Kolmar-Forschung dar, sondern ist eine interessante und aufschlußreiche Lektüre, der man viele Leser wünschen sollte. Dabei, und das zeichnet den Band aus, dürfte er sowohl Kennern des Kolmarschen Lebenswerkes als auch Lesern, die jetzt erst dieses literarische Universum entdecken werden, eine große und zuverlässige Hilfestellung sein.

Und was könnte man mehr von einem Studienband erwarten?

Gábor Kerekes
(Budapest)

Glaser, Horst Albert (Hg.): *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995. Eine Sozialgeschichte.* — Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Paul Haupt 1997. 786 S.

Mit der im Herbst 1997 erschienen *Deutschen Literatur zwischen 1945 und 1995* liegt nun, laut Angabe des Herausgebers, der „zehnte und insgesamt letzte Band“ der Glaserschen Sozialgeschichte zur deutschen Literatur vor. Es handelt sich also um jene Literaturgeschichte, die unter dem Namen *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte* in den letzten fünfzehn (!) Jahren entstanden ist und die gleichermaßen von Germanisten wie Historikern gerade ob ihrer Einbettung in den jeweiligen sozialhistorischen Kontext geschätzt und gelobt — mancherorts freilich aber genau aus diesem Grund von den Vertretern desselben Gewerbes mißbilligt und verteufelt wird. Sei's drum!

Der Abschlußband ließ in der Tat lange auf sich warten. Doch wird diese Verzögerung sofort verständlich — und daher auch entschuldigt —, wenn wir uns die epochemachenden Ereignisse des Jahres 1989 in Erinnerung rufen, die den bis dahin gebräuchlichen Begriff von „zwei deutschen Literaturen“ nicht nur obsolet erscheinen

ließen, sondern ihn auch endgültig im Regal deutscher Gegenwartsgeschichte archivierten. Und das ist gut so! Denn die Unterscheidung in eine Literatur aus dem Westen und einer solchen aus dem Osten war von Anfang an unglücklich gewählt, weil dadurch das Spezifische, die Eigenart und die Besonderheit etwa einer schweizerischen oder österreichischen Literatur nicht klar genug erkannt werden konnte. Dies hatte wiederum zur Folge, daß das literarische Schaffen aus diesen Gebieten meist nicht als ein eigenständiges Produkt rezipiert, sondern vereinfacht unter der Rubrik *deutsche Literatur* subsumiert wurde. Mit dieser Verflachung konnten sich — bezeichnenderweise österreichische Germanisten weniger als die Schweizer — nie so recht anfreunden. Dem sollte in dieser Literaturgeschichte aber entgegen gesteuert und Rechnung getragen werden, was allerdings das ursprüngliche Konzept ziemlich durcheinander und über den Haufen warf. Die Autoren haben sich dieser — im Grunde gar nicht mehr so neuen — Aufgabe wacker gestellt, und wie sich sagen läßt: sie auch mit Bravour bestanden. Immerhin arbeiteten mehr als 200 Wissenschaftler — mehr oder weniger weltweit — an diesem „bislang umfangreichsten Projekt“, das „jemals in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung realisiert“ worden war.

Die Erwartungshaltung und die Neugier wächst natürlich ob solcher Superlative, aber können sie auch tatsächlich eingelöst werden? Die Antwort kann und muß freiweg mit ja beantwortet werden, wengleich es freilich auf den Blickwinkel ankommt, von dem aus man das literarische Geschehen nach 1945 betrachtet. Und in diesem Zusammenhang wird man um einen Schwachpunkt nicht herum können: die schweizerische Literatur wird nämlich bloß in einem einzigen Artikel behandelt, und daß Lichtenstein auch ein deutschsprachiges Land mit einer eigenen Kultur und Literatur ist, wird erst gar nicht thematisiert. Schade! Im Verhältnis zu den Artikeln, die sich mit der Literatur aus der BRD, der ehemaligen DDR und Österreich beschäftigen, steht also die eine Abhandlung zum eidgenössischen literarischen Schaffen weit abgeschlagen auf dem letzten Platz. Im Vergleich dazu behandeln 11 Beiträge die bundesdeutsche, 10 die „volksdemokratische“ und immerhin 7 die österreichische Literatur der letzten 50 Jahre. Dieses Mißverhältnis — aus schweizerischer Sicht — ist insofern unverständlich und nicht nachvollziehbar, da zu Beginn des Bandes Robert Hettlage und Sigurd Paul Scheichel einen *Sozialgeschichtlichen Abriss* sowohl zur BRD/DDR, als auch zur Österreich-Geschichte vorlegen. Hat sich keiner gefunden, der dasselbe mit der Schweiz hätte tun können?

Und dabei sind gerade diese im Zeitrafferstil formulierten Rückblicke interessant und aufschlußreich, und für AuslandsgermanistInnen vielleicht noch wichtiger und unerläßlicher als für Benutzer aus dem deutschsprachigen Raum. Der hier präsentierte Blick zurück beinhaltet zwar — gerade weil die Autoren um Aktualität bemüht waren — viel Bekanntes, aber aufgrund ihrer Unvoreingenommenheit bleibt ihr Blick stets unverstellt und scharf. So wird bereits Vergessenes oder gar Verdrängtes in Erinnerung gerufen, und jüngere Leser werden vielleicht zum ersten Mal mit Namen, Begriffen und Ereignissen konfrontiert, über die sie bislang nur wenig, in manchen Fällen vielleicht so gut wie nichts gehärt oder gelernt haben. So aber wird eine Brücke zum literarischen Leben jener Jahrzehnte geschlagen, die in gesellschaftspolitischer und soziologischer Hinsicht unterschiedlicher nicht hätten sein können.

Der Vorzug jener hier in Rede stehender historisch ausgerichteten Artikel, wie erfreulicherweise auch der aller übrigen Beiträge, liegt in deren wohlthuender Distanz, die die Autoren in Bezug auf politische Ereignisse und sogenannte *große Namen* einnehmen. Man ist sich anfangs nicht im klaren, wodurch sich diese Distanz empfiehlt, kommt aber spätestens bei der Nennung des Namen Adolf Hitler dahinter, da selbst dem Namen des 20. Jahrhunderts eine Klammer mit Geburts- und Sterbedatum nachgestellt wird: (1889-1945). Dadurch wird (selbst!) dieser wie all die anderen

Namen großer Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gehandhabt. Dieses Gleichmachen mag verstören, zeugt aber letztlich davon, daß hier eine Germanistengeneration am Werk war, die nicht vereinnehmbar ist und sich nicht — bewußt — auf eine Seite schlägt. Und wir wissen: das war nicht immer selbstverständlich! Hier aber ganz im Gegenteil: man spürt das Bemühen, die Dinge beim Namen zu nennen, der (unangenehmen) Wahrheit Raum zu geben; dabei wird nicht verherrlicht, mythisiert und — was man ebenso vermuten könnte — schubladisiert. Nein: die jeweils neuesten und aktuellsten Ergebnisse und Erkenntnisse der Geschichts- und Sozialforschung sind hier eingearbeitet. Der Band eröffnet somit einen Diskurs mit unserer Zeit und ihren vielfältigen Erscheinungen und Strömungen, und gleichzeitig gelingt es den Autoren, all die Widersprüchlichkeiten und Gegensätze dieser an Gräben, Mauern und Brüchen so reichen Epoche in eine Ordnung zu zwingen, die nachvollziehbar und plausibel erscheint. Und dieses scheinbar aussichtslose Unterfangen ist notwendig, um nicht vollends unterzugehen im Wirrwarr der hunderttausend Ismen und vielfältigen Bezüge, die die Postmoderne nach sich zog und noch immer zieht. Sicher, jede Ordnung wählt aus, scheidet und trennt, kehrt unter den Teppich und läßt dabei so manches unberücksichtigt, aber um nicht zu verstummen im Dschungel der Namen und Buchtitel, die jedes Jahr neu auf den Jahrmärkten der verlegerischen Eitelkeiten angeschwemmt werden, scheint ein solches Unterfangen unumgänglich.

Die Beiträge dieses Bandes können selbstverständlich noch nicht das letzte Wort zu diesem Zeitrahmen bzw. -raum sein, aber sie helfen dem Interessierten — und dies auf eine klare und sehr verständliche Art und Weise — sich innerhalb dieser Epoche schnell und übersichtlich zu informieren und zurechtzufinden.

Der Leser wird beim Schmökern immer wieder auf Wege stoßen, die — abseits üblicher Genrezuweisungen — in anderen Literaturgeschichten nur unterbelichtet präsentiert werden, falls sie überhaupt Erwähnung finden. Gemeint sind mit diesen Wegen Beiträge, wie beispielsweise jener von Richard Herzinger, der über *Konservative Autoren* handelt und facettenreich darüber Auskunft gibt, was unter dem Begriff „konservativ“ denn alles verstanden werden kann; in diesem Zusammenhang ist auch Karl Rihas Beitrag zu nennen, der sich kundig der *Experimentellen Literatur* annimmt, aber auch Bernhard Zimmermanns knapper Artikel zur *Arbeiterliteratur*; der Herausgeber persönlich setzt sich schließlich mit der *Neuen Heimatliteratur* auseinander, die im Zuge des Identitätsdiskurses der letzten Jahre vom ursprünglichen Nebenpfad zu einer der germanistischen Hauptfährten mutierte.

Diesen Grob-Überblicken werden verstreut Einzelabhandlungen in Form von Porträts gegenübergestellt. Solcherart Porträtierte sind Christa Wolf, Thomas Bernhard, Paul Celan und Ernst Meister. Schwierige allesamt, aber was darüberhinaus zu deren Aufnahme in diesen elitären Schriftstellerzirkel geführt haben mag, wird nicht näher ausgeführt. So bleiben letztlich nur Vermutungen und allein die Handverlesenheit der Autoren läßt den Schluß zu, daß es sich um die bedeutendsten und wichtigsten innerhalb des deutschen Sprachraums der letzten fünf Dezennien handeln müsse. Gewiß! Aber müßte dann nicht auch ... Nein! Keine Namen. Es soll ja nur vermerkt werden, daß hier etwas unklar bzw. missverständlich geblieben ist.

Im letzten Abschnitt finden sich einige interessante Überblicksdarstellungen zu folgenden Teilgebieten der Germanistik: *Körper und Literatur* (Claude Foucart), *Massenliteratur* (Franz Stadler) und *Autorenfilme* (Joachim Paech). Eine Art Fazit oder besser noch: ein schnelles Bekanntmachen mit der Zeit von 1945 bis 1995 verspricht der letzte Beitrag des Bandes: Bernhard Zimmermann sammelt, ordnet und gruppiert darin noch einmal die wichtigsten Begriffe und Ereignisse der Nachkriegszeit bis zum Jahr 1995 und stellt sie — gleichsam verdichtet — in den sozialhistorischen Kontext.

Die Brauchbarkeit und der Nutzwert dieser fast 800 Seiten starken Literaturgeschichte wird durch ein reichhaltiges Personen- und Werkregister ergänzt und durch eine ausführliche Bibliographie der eingearbeiteten wissenschaftlichen Literatur abgerundet. Prädikat: wertvoll!

Erich W. Schaufler
(Budapest)

Tanzer, Ulrike: *Frauenbilder im Werk Marie von Ebner-Eschenbach*. — Stuttgart: Hans-Dieter Heinz Akademischer Verlag 1997. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 344) 267 S.

Mit diesem Buch begegnen wir wieder einem Werk der neueren Ebner-Eschenbach-Forschung. Das Werk ist die publizierte Dissertation Ulrike Tanzers, die 1996 vollendet und verteidigt wurde. Andere in den 90er Jahren veröffentlichte Darstellungen (Karlheinz Rossbacher: *Literatur und Liberalismus*. Wien: Dachs 1992, Karl Konrad Polheim: *Marie von Ebner-Eschenbach*. Tagebücher. 6 Bände, Tübingen: Niemeyer 1989-1997) demonstrieren, daß sich eine Neuentdeckung und eine Neubewertung der genannten österreichischen Autorin, die zu ihrer Zeit als „Österreichs erste Dichterin“ bezeichnet wurde und als erste Frau in Österreich den Ehrendokortitel der Wiener Universität erhielt, vollzieht. Marie von Ebner-Eschenbach gehört zu den wenigen Ausnahmen, die einen relativ hohen Bekanntheitsgrad auch bei den literarisch nicht besonders geschulten Menschen aufweisen. Dazu haben wesentlich ihre breite Rezeption als Österreichs erste Dichterin, ihre Aphorismen und ein auf einer ihrer Tiernovellen basierender Heimatfilm („Heimatland“ 1955) beigetragen.

Den Ausgangspunkt für Tanzer bildet ihre Absicht, über dieses tradierte, harmonisierende und popularisierende Ebner-Eschenbach-Bild hinaus ein neues Gesicht der Schriftstellerin darzustellen. Vor allem ist sie daran interessiert, auf die Ambivalenz der Ebner-Eschenbachschen Frauenbilder zu verweisen, wobei sie eine umfassende Schilderung und Interpretation dieser Frauengestalten versucht. Sie ist nicht die erste, die sich mit der Frauenfrage in Ebner-Eschenbachs Erzählungen auseinandersetzt. Aber die vorliegenden Untersuchungen behandeln nur Teilaspekte, dadurch interpretieren sie Ebner-Eschenbachs Schaffen falsch. Tanzer sieht die Gründe für das allgemeine Desinteresse der feministischen Literaturwissenschaft an Ebner-Eschenbach in erster Linie in ihrem hohen Bekanntheitsgrad und in ihrem ambivalenten Frauenbild.

Die Methode, die Tanzer gewählt hat, scheint eben deshalb sehr mutig zu sein. Die Basis bilden die feministischen Literaturtheorien, sie will untersuchen, „inwieweit die Schriftstellerin die gängigen Frauenbilder unterläuft und dabei Verschlüsselungen benützt, inwieweit Randfiguren Gegenentwürfe bieten können“. Demgemäß untersucht Tanzer im 3. Kapitel ausführlich die Produktions- und Rezeptionsbedingungen im 19. Jahrhundert und stellt fest, daß sich der Anteil der Frauen, die sich mit Literatur sowohl als Leserinnen als auch als Autorinnen beschäftigten, wesentlich erhöht hat. Insbesondere die technische Entwicklung und die Emanzipationsbestrebungen förderten das weibliche Schreiben. Da aber die meisten bürgerlichen Autorinnen aus finanziellen Gründen zu schreiben begannen, kam es auch zu einer relativen Trivialisierung der Frauenliteratur. Ein großes Problem bedeutete für Frauen die Spaltung des Familienlebens in eine von Männern dominierte öffentliche Sphäre und in eine von Frauen bestimmte private Sphäre. Diese Spaltung zwang die Frau in ein gewisses Doppelleben. Tanzer nennt es Schizophrenie, weil sie nach außen nur die passive Funktion der Repräsentation, nach

innen aber die Rolle der Haus- und Ehefrau, außerdem die der Mutter zu erfüllen hat. Sobald die Frau aktiv am öffentlichen Leben der patriarchalisch strukturierten Gesellschaft teilhaben möchte, stößt sie sofort auf Widerstand. So kommt es, daß die größten, sogar scheinbar wissenschaftlich fundierten Vorurteile gegen Autorinnen gepflegt wurden, was diese entweder zum Verzicht, zum familiären Konflikt oder zur Annahme von Pseudonymen zwang.

Im 4. Kapitel stellt Tanzer Marie von Ebner-Eschenbach als schreibende Frau in den Mittelpunkt. Die Dichterin erlebte all diese Schwierigkeiten, die ihre künstlerische Laufbahn betrafen, außerdem kam noch eine andere dazu, nämlich die, daß sie eine Adlige war und sich immer wieder gegen den Willen ihrer Familie, und deren aristokratische Kreise behaupten mußte. Das führte zu einem hohen Maß an Verunsicherung, zum Verlust des Selbstvertrauens und zeitweise zeigen sich auch Symptome psychosomatischer Leiden, die als Resultat ihrer Mißerfolge angesehen werden können.

Im 5. Kapitel schildert Ulrike Tanzer einige Aspekte der wissenschaftlichen Ebner-Eschenbach-Forschung und weist auf die Ambivalenz des Ebner-Eschenbachschen Bildes in der Sekundärliteratur hin, die zum größten Teil auf die zwiespältigen Aussagen der Autorin zur Frauenbewegung zurückzuführen ist. Dieses Dilemma möchte die Verfasserin Ulrike Tanzer mit Einbeziehung von unveröffentlichten Aphorismen, Notizbüchern und Tagebüchern klären, worin eine bahnbrechende und hervorragende Leistung liegt. Mit dieser Art der Darstellung weist sie auf den engen Zusammenhang von Leben und Schreiben hin, der im Falle der Ebner-Eschenbach-Sekundärliteratur relevant ist. Tanzer bezieht Aufsätze der neueren Sekundärliteratur ein, z.B. reflektiert sie die Meinungen von Ingrid Cella und Karlheinz Rossbacher, die der Zeitkritik einen großen Raum in ihrem Werk einräumen.

Im nächsten Kapitel schildert Tanzer die weiblichen Hauptfiguren der drei großen Romane *Bozena*, *Lotti*, *die Uhrmacherin* und *Unsühnbar*. Bei allen Protagonistinnen betont Tanzer deren psychische Stärke und Opfermut und weist auf das Treuemotiv hin. Sie macht auf das eigenartige Phänomen der „Kindermetapher“ aufmerksam, die Autorin bezeichnet nämlich all ihre Werke als ihre Kinder.

In den letzten drei Kapiteln, die einen besonders hohen Stellenwert in Tanzers Buch haben, behandelt die Verfasserin drei große Themen, die das damalige Frauenproblem sehr treffend kennzeichnen.

Erstens ist es die Bildungskritik, die Marie von Ebner-Eschenbach mit Standeskritik untrennbar verbindet. Frauenbildung zählte auch zu den Anliegen der bürgerlichen Frauenbewegung der 80er Jahre. Demgemäß weist Ebner-Eschenbach gewisse Analogien zur bürgerlichen Frauenbewegung auf. Sie stellt in diesem Kapitel hauptsächlich adlige Frauenfiguren dar, durch die sie die Leere und Oberflächlichkeit der adligen Komtessenerziehung entlarvt. Auch am Großbürgertum übt sie scharfe Kritik, weil es die Lebensweise des Adels nachahmt.

Zweitens nehmen die Mutterbilder einen besonderen Platz in Ebner-Eschenbachs Schaffen ein. Die Mütterlichkeit gehört ebenfalls zum Programm der bürgerlichen Frauenbewegung. Sie wird nicht bloß auf die biologische Mutterschaft beschränkt, sondern der Begriff „geistige Mütterlichkeit“ drückt den Wunsch nach Gleichberechtigung an der männlichen Kultur ohne Aufgabe der weiblichen Identität aus. Ebner-Eschenbach glaubt daran, daß die mütterlichen Werte zur Verbesserung der männlich strukturierten Gesellschaft beitragen können.

Drittens stellt Tanzer die Geschlechterbeziehungen in den Mittelpunkt, indem sie zuerst die Diskussion um das Weibliche, in der Möbius, Krafft-Ebbing und Weininger die Frau sehr einseitig und in Vorurteilen befangen definierten, reflektiert. Es werden wichtige Theoretikerinnen der Frauenbewegung zitiert (Rosa Mayreder, Helene Lange, Irma von Troll-Borostyani), die sich alle gegen die herrschende Doppelmoral

aussprachen. Ebner-Eschenbach bleibt in Fragen der weiblichen Sexualität sehr zurückhaltend, sie erhebt gegen die männliche Gewalt eindeutig Protest, während sie in Fragen des Ehebruchs, der als Konsequenz der Standesehe anzusehen ist, eine strenge Moralistin bleibt und das Urteil dem Leser überläßt.

Ein Anhang ergänzt noch das Werk Tanzers, in dem sie Auszüge aus den unveröffentlichten Notizbüchern und aus den Briefen von Natalie von Milde, einer Frauenrechtlerin, an Ebner-Eschenbach publiziert. Das Werk schließt mit einer umfangreichen Bibliographie.

Der Leser kann sich jedenfalls dank Ulrike Tanzer nicht nur mit einem spezifischen Thema über eine österreichische Autorin auseinandersetzen, sondern ihm wird ein großer, wertvoller Einblick in die österreichische Sozial- und Kulturgeschichte vermittelt.

Anikó Zsigmond
(Szombathely)

Földes, Csaba: Deutsche Phraseologie kontrastiv. Intra- und interlinguale Zugänge. — Heidelberg: Julius de Groos Verlag 1996. (Deutsch im Kontrast. Bd. 15) 222 S.

Die vorliegende Arbeit unternimmt den Versuch, zur Theorie und Praxis der kontrastiven Phraseologie im allgemeinen und des deutsch-ungarischen Sprachvergleichs im besonderen einen Beitrag zu leisten.

Das Buch besteht aus neun Kapiteln. In der Einleitung wird über den Forschungsstand der kontrastiven Phraseologie und über deren Rolle in der Germanistik kurz berichtet. Das Kapitel 2 dient dagegen der Grundlegung der Terminologie, der Erörterung der Arbeitsmethode und der Angabe der Zielsetzung, was üblicherweise im Rahmen einer Einleitung erfolgt. In den nächsten sechs Kapiteln bildet das von Földes erarbeitete kontrastive Mehrebenenmodell die Grundlage des Ordnungsprinzips.

Ausgegangen wird davon, daß die konkrete Analyse der Phraseologie unter konfrontativem Blickwinkel in wesentlichem Maße davon bestimmt wird, welchen Phraseologiebegriff man zum Ausgangspunkt wählt. Der Verf. definiert die Phraseologismen im Sinne des „Handbuches der Phraseologie“ wie folgt: „Phraseologisch ist eine Wortverbindung von zwei oder mehreren Wörtern dann, wenn (1) die Wörter eine durch syntaktischen und semantischen Regularitäten der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit bilden, und wenn (2) die Wortverbindung in der Sprachgemeinschaft, ähnlich wie ein Lexem, gebräuchlich ist.“ (S.14).

Aufgrund dieser Definition wird gezeigt, daß das Besondere bei sprachvergleichenden Arbeiten auf dem Gebiet der Phraseologie im gleichzeitigen Auftreten von zwei Typen der Asymmetrie zu suchen ist: in der Mehrkomponentenstruktur der Phraseologismen realisiert sich die syntagmatische, in ihrer Idiomatizität die paradigmatische Asymmetrie, deshalb werden sie als „indirekte Nominationen“ betrachtet. Entsprechend der theoretischen Erkenntnis über die zweifache Asymmetrie der Phraseologismen erstellt der Verf. ein kontrastives Mehrebenenmodell, das intra- und interlinguale Zugänge zum phraseologischen Vergleich bietet, was die Innovation des Buches ausmacht. Auf dieser Basis setzt sich der Autor zum Ziel, „eine systematische Kontrastierung als Ansatz zu einem integrativen Konzept in bezug auf die deutsche und ungarische Sprache ... vorzunehmen.“ (S.19).

Kap. 3 und Kap. 4 widmen sich der interlingualen Dimension. Zunächst werden in Kap. 3 anhand der Fachliteratur (Hünert-Hoffmann, Piirainen, Dobrovolski/Piirainen) Möglichkeiten der Gegenüberstellung von Besonderheiten der Phraseologie im Dialekt mit denen der Standardsprache diskutiert. Dieses Kapitel könnte

isoliert betrachtet als wertvoll bewertet werden, leider ermöglicht es aber in diesem Rahmen nicht, eindeutig fest zu stellen, ob Földes eine grundsätzlich neue Methode der Kontrastierung herausarbeitet oder sich auf bereits vorhandene stützt.

Im nächsten Kapitel (Kap. 4) werden die phraseologischen Wendungen des österreichischen Deutsch (als einer Nationalvarietät des Deutschen) mit denen des Binnendeutschen (als der Standardvarietät der Bundesrepublik Deutschland) kontrastiert. Dabei werden jeweils den Phraseologismen des österreichischen Deutsch als Ausgangspunkt Entsprechungen aus dem Binnendeutschen zugeordnet. Die wichtigsten Züge der österreichisch markierten Phraseologie werden unter systemlinguistischen Aspekt, auf der Basis der Phonetik, Wortbildung, Morphosyntax, Lexik und Orthographie erschlossen. Die Differenzen, die sich auf diesen Ebenen ergaben, machen deutlich, daß die österreichischen Besonderheiten in zwei Gruppen zu teilen sind. Erstens sind es Sonderphraseologismen, die aus struktureller Sicht als Varianten der binnendeutschen Phraseologie aufzufassen sind, z.B. öst. *ein grüner Bube* vs. binnendt. *ein grüner Junge*. Andererseits geht es um eigenständige österreichspezifische Phraseologismen — von Földes „phraseologische Austriazismen“ (S.57) genannt —, die keine Pendants im Binnendeutschen aufweisen. Diese Gruppe ist durch eine Reihe inter-, intralingualer und auch soziokultureller Faktoren bedingt. Die Phraseologismen entspringen der spezifisch österreichischen Sprachentwicklung, bei der z.B. lexikalisches Material aus dem Bairischen eindringt (z.B. *jdem das Goderl kratzen* d.h. 'jdem schöntun' aus bair. Goderl=Doppelkinn). In ihnen treten infolge der Sprach- und Kulturkontakte mit Nachbarvölkern tschechische, ungarische, slowenische Fremdwörter auf (z.B. *keinen Rosumi haben* d.h. 'keinen Verstand haben' aus tschech. Rosumi=Verstand), oder sie spiegeln österreichische Konventionen, kultur- und landesspezifische Begebenheiten (z.B. *Wiener Schmääh* d.h. 'Trick, Kniff') wider.

Als zweiter Schritt im Rahmen der intralingualen Dimension erfolgt im Kapitel 5 der systematische Vergleich der Phraseologie des Deutschen als Minderheitensprache (am Beispiel des Ungarndeutschen) mit der binnendeutschen Phraseologie. Aufgrund der Kontrastierung des ungarndeutschen phraseologischen Beispielmaterials (ungarndeutschen Periodika entnommen) mit binnendeutschen Phraseologismen, die nach denselben Vergleichsmethoden und -parametern erfolgte, wie im Falle des Österreichischen Deutsch-Binnendeutsch-Paares, stellt sich heraus, daß für die Abweichung ungarndeutscher Phraseologismen von ihren binnendeutschen Pendants, unterschiedliche mit dem diglossischen Bilingualismus des Ungarndeutschen zusammenhängende Faktoren verantwortlich sind. Das sind: 1. der Einfluß des archaischen Sprachgebrauchs, was mit der Sprachinsellage zusammenhängt, 2. der Einfluß von Dialekten und Austriazismen, was der ausgeprägten Dialektalität und der jahrhundertelangen einseitigen österreichischen Orientierung des Ungarndeutschen zu verdanken ist, 3. in sehr hohem Maße die Interferenzphänomene, die als Ergebnis der vielfältigen Lehnprozesse aus der Mehrheitsprache zu betrachten sind (z.B. ungarndt. *sich die Mühe nehmen* statt binnendt. *sich die Mühe geben* aus dem ung. *veszi magának a fáradságot*). (Schade, daß in der Bibliographie zu diesem Thema nur die Namen zweier ungarischer (ungarndeutscher) Linguisten zu lesen sind. Außer Wild und Földes gibt es in Ungarn noch andere wichtige Forscher der Sprache der Ungarndeutschen, z.B. Manherz, Knipf). Insgesamt wird aufgrund dieser Analysen für den Leser deutlich, daß kontrastive phraseologische Untersuchungen in der intralingualen Dimension ohne die Einbeziehung soziokultureller Faktoren nicht adäquat durchgeführt werden können. Dies zugleich markiert die soziolinguistische Orientiertheit des Autors, die im weitem auch betont wird.

Das Kapitel 6 und das Kapitel 7 behandeln die interlinguale Dimension der Untersuchung, wo das Sprachenpaar Deutsch-Ungarisch das empirische Demonstrationmaterial liefert.

Das ganze Kapitel 6 wird den sozio- bzw. interkulturellen Aspekten der zwischensprachlichen Kontrastierung gewidmet. Dabei wird hervorgehoben, daß die Phraseologie als kollektives Gedächtnis, als Spiegel der Kultur der betreffenden Sprachgemeinschaft betrachtet werden kann. Selbst im Falle unseres Sprachpaares gibt es im phraseologischen Bereich trotz der Zugehörigkeit zum gleichen Kulturkreis und des Mit- und Nebeneinanderlebens im Laufe der Geschichte eine Reihe von kulturspezifischen Unterschieden.

Diese Tatsache wird im 7. Kap. durch die zwischensprachliche Kontrastierung bekräftigt, wobei hier vieles aus dem vorangehenden Kapitel wiederholt wird. Dem Verf. geht es primär um die Ermittlung der Äquivalenzbeziehungen (Äquivalenztypen und -stufen) aufgrund eines hierarchisch aufgebauten Katalogs der Äquivalenzkriterien wie Lexik, Semantik, Bildspenderbereich usw. Diese Untersuchung hat ergeben, daß (aus erwähnten Gründen) in deutsch-ungarischer Relation nicht die Eins-zu-Eins-Entsprechungen überwiegen. Selbst im Falle von phraseologischen Lehnbildungen gibt es entweder formale oder semantische Abweichungen vom Prototyp z.B. *zöld ágra vergődik* vs. *auf (k)einen grünen Zweig kommen*, wobei die deutsche Konstruktion eher in negierter Form auftritt.

Auf der Basis obiger Erkenntnisse wird in Kapitel 8 ein besonderer struktureller Typ, das System der onymischen Phraseologismen, d.h. Phraseologismen mit Eigennamen (EN), in deutsch-ungarischer Relation einer umfassenden Analyse auf der System- und Textebene unterworfen. Die Wahl dieses Typs der Phraseologismen erweist sich deshalb als sehr günstig, weil mit Hilfe der Eigennamen die Kulturspezifik sehr prägnant und zugleich repräsentativ illustriert werden kann.

Auf der Systemebene erfolgt neben der Erschließung der Genese und Herkunft der onymischen Phraseologismen die Analyse der relevantesten semantischen Umwandlungsprozesse, die ja ihre Entstehung bedingen. Hinsichtlich der Relevanz und Produktivität wird vom Verf. das Wortspiel hervorgehoben, dessen zahlreiche Äußerungsmöglichkeiten aufgezählt werden, z.B. Namensscherz: die *schnelle Kath(e)rin(e) haben* d.h. 'einen Durchfall haben', Scherzname: *nach Bettlach gehen* d.h. 'ins Bett gehen', oder die Abkürzung: *Winston Churchill besuchen* d.h. 'aufs WC gehen'. An den Beispielen wird zugleich deutlich, daß die EN in den onymischen Phraseologismen meistens deonymisiert werden, d.h. ihren Eigennamencharakter aufgeben, was als Folge einen Funktionswechsel hat. Ihre ursprüngliche individualisierende, konkretisierende Funktion geht verloren, sie übernehmen eine Reihe anderer Funktionen, wie charakterisierende, stilistische usw.

Auf der Textebene werden spezifische Aspekte der textuellen Einbettung onymischer Phraseologismen mit EN behandelt. Der Autor arbeitet hier mit dem Begriff der textbildenden Potenz, die auf der Semantik und der potentiellen Variabilität des Konstituentenbestandes beruhe. Es handele sich dabei um intentionale Abwandlungen einzelner oder mehrerer Konstituenten, wodurch die Phraseologismen in einer der normalen widersprechenden syntaktischen Form und lexikalischen Umgebung erschienen.

Durch die Aufzählung von einigen solchen konkreten Techniken, z.B. Erweiterung durch ein Genitivattribut, *die Augiasställe der Regierung* als Beispiel für eine syntagmainterne Abwandlung oder Literalisierung, d.h. bewußte Remotivation und dadurch bewußte Aktualisierung beider Bedeutungsebenen des Phraseologismus, *der flotte Otto* über Otto Schily als Beispiel für eine syntagmaexterne Technik, wird gezeigt, wie man besondere stilistische Effekte erzielen bzw. die aktuelle kommunikative Situation kreativ bewältigen kann.

In Kap. 9 wird das Fazit gezogen, wobei betont wird, daß die inter- und intralingualen Momente des Vergleiches eng miteinander zusammenhängen. Andererseits wird hervorgehoben, daß beim Vergleich in beiden Dimensionen sozio- bzw. interkulturelle und sprachliche Fakten eng verknüpft sind.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sich das Buch durch seine leichte Lesbarkeit und die spannende Interpretation einer erstaunlichen Menge empirischer Daten auf dem Hintergrund einer umfassenden Berücksichtigung der Fachliteratur auszeichnet. Durch die zahlreichen (vielleicht zu vielen) Klassifizierungen aufgrund teils ähnlicher Kriterien ist aber das konkrete Ziel der Analyse an manchen Stellen schwer nachvollziehbar, der Leser kann sich „im Garten der Klassifikationen“ leicht verirren. Auch weiterführende Gedanken fehlen oft, die die Orientierung unterstützen und weitere Ansätze im Rahmen des vorhandenen Modells markieren könnten. Leider ist im Buch auch kein einziges Wort darüber gefallen, welcher Leserkreis damit angesprochen wird, und eine Zielgruppe läßt sich m.E. schwer feststellen. Vielleicht liegt es daran, daß diese Arbeit ursprünglich als Habilitationsschrift eingereicht worden ist.

Die Bedeutung des Buches liegt aber zweifelsohne in der Fundierung und Erprobung eines innovativen Mehrebenenmodells der kontrastiven Phraseologie.

Roberta V. Rada
(Budapest)

Hessky, Regina — Ettinger, Stefan: *Deutsche Redewendungen: ein Wörter- und Übungsbuch für Fortgeschrittene*. — Tübingen: Gunter Narr Verlag 1997. 327 S.

Dieses Werk ist — im Unterschied zu den meisten phraseologischen Sammlungen — kein Nachschlagewerk im traditionellen Sinne, sondern ein Lernwörterbuch, d.h. — wie auch sein Titel bereits verrät — ein Wörter- und Übungsbuch in einem. Schon aus diesem Grunde soll das Erscheinen des Werkes besonders begrüßt werden. Das Buch basiert auf dem bekannten phraseologischen Lernwörterbuch von Regina Hessky: *Virágnyelven. Durch die Blume. Arbeitsbuch zur deutschen Phraseologie für Fortgeschrittene*. — Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1993. Schon das als Grundlage dienende Werk stellt in mehrerer Hinsicht etwas Neues dar: einerseits versucht es, durch seine Übungen dem sog. „phraseologischen Dreischritt“, d.h. der Dreiheit von Erkennen, Verstehen und Verwendung zu entsprechen, andererseits werden im Buch die Redensarten nicht — wie gewöhnlich — alphabetisch angeordnet, sondern nach inhaltlich zusammengehörenden Gruppen, nach Leitbegriffen.

Ein eindeutig sehr positiv zu bewertender Schwerpunkt der Neubearbeitung sind die Hinweise für den Benutzer, in denen die Verfasser auch einen kurzen Überblick über die bisher erschienenen phraseologischen Sammlungen, Übungsbücher und Wörterbücher geben. In der Aufzählung wird jeweils auf ihre Vorteile bzw. Nachteile hingewiesen. Darauf folgt eine ebenfalls knappe Aufzählung der wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten zur Phraseologie seit 1982. Dieser Teil des Buches ist als Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit der Phraseologie gedacht, enthält die Titel der phraseologischen Werke, ohne deren Kenntnis eine wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit der Phraseologie heute als unmöglich erscheint. Ebenfalls sehr positiv einzuschätzen ist, daß dem Lernenden an einem Beispiel vorgezeigt wird, mit welchen Verfahren sogar eine eigene Phraseologie-Sammlung zusammengestellt werden kann.

Wie ist aber nun diese neue Bearbeitung entstanden?

Mit einem sorgfältigen Auswahlverfahren haben die Verfasser erreicht, die am häufigsten verwendeten Phraseologismen in ihr Buch aufzunehmen. Im ersten Schritt haben sie die ca. 1500 Redensarten von *Virágyelven* mit dem Band 11 der Duden-Serie *Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten* (1992) verglichen und diejenigen Belege, die dort nicht vorzufinden waren, ausgelassen. Im zweiten und dritten Schritt wurde dieses Belegmaterial mit *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* (1993) und dem *Deutschen Universalwörterbuch* von Duden (1989) verglichen. Diejenigen Redewendungen, die in den genannten Quellen nicht belegt waren, blieben auch weg, dafür wurden aber etliche aufgenommen. So enthält das vorliegende Werk ca. 1400 Redewendungen. Diese sind nicht die frequentesten, aber auf jeden Fall solche, „die von Sprechern des heutigen Deutsch ... als allgemein bekannt akzeptiert werden“ und welche deshalb „auch den Deutsch lernenden Ausländern eine wichtige Grundlage für den Erwerb idiomatischer Kompetenz sein können“ (S. XXII f.). Die ausgewählten Phraseologismen gehören also auf jeden Fall zum Zentrum des Sprachgebrauchs und nicht zu dessen Peripherie (vgl. S. XV). Das Auswahlverfahren der Redewendungen wird mehrfach erklärt, so zuerst im Vorwort auf S. XII, dann zum zweiten Mal unter Punkt 1.1 auf S. XV und zum dritten Mal unter 2.2 auf S. XXII. Es wird ebenfalls mehrfach erklärt, was mit den Belegen passierte, die nur in einem der beiden noch verwendeten Wörterbüchern zu finden waren (S. XII und XXIII).

Ausgehend von der Zielsetzung des vorliegenden Werkes lehnen die Verfasser die am häufigsten praktizierte alphabetische Anordnung der Belege ab, zumal dieses Prinzip eher für „passive Wörterbücher“, nicht aber für Lernwörterbücher geeignet ist. Da die Gliederung nach Sachgruppen sich vielfach als ungeeignet und schwerfällig erwiesen hat, wählen die Autoren die neuerlich immer mehr bewährte Gliederung nach Schlüssel-, Leit- bzw. Oberbegriffen. Durch dieses onomasiologische/ideographische Ordnungsprinzip wird dieses Werk zu einem „aktiven Wörterbuch“, kann jedoch zugleich mit der Hilfe des alphabetischen Indexes auch als „passives Wörterbuch“ verwendet werden. (Es sei nur in Klammern bemerkt, daß die Verwendbarkeit des aktiven Wörterbuches auch als passives Wörterbuch mehrmals thematisiert wird: auf S. XXIV, XXVIII und XXXIII; genauso das Wesen und die Vorteile der onomasiologischen, genauer ideographischen Gliederung — Abgrenzung von synonymen und antonymen Phraseologismen — S. XI, XV, XXIV, XXVIII und XXXIV. Diese Wiederholungen hätten vermieden werden können, zumal von jedem Leser zu erwarten ist, vor der Arbeit mit dem Lernwörterbuch sowohl das Vorwort als auch die Hinweise für den Benutzer gründlich durchzulesen.)

Die onomasiologische/ideographische Anordnung hat natürlich sehr viele Vorteile: der Lernende kann zugleich synonyme Redensarten erfassen. Aber die Verfasser sind sich auch der Schwierigkeiten einer solchen Darstellung bewußt. Es gibt nämlich Redensarten, die zugleich mehreren Schlüsselbegriffen zugeordnet werden könnten. Deshalb praktizieren Hessky und Etinger das sog. Deskriptoren-Clustering, d.h. durch die Aneinanderreihung von Schlüsselbegriffen bilden sie ein größeres Bedeutungsspektrum mit graduellen Übergängen (vgl. z.B. *Ärger verursachen — Streiten — Spannung; Gewißheit — Gewohnheit — Vertrautheit — Routine; Gute Laune — Lachen — Freude — Wohlbefinden — in Stimmung sein*). Wo der Schlüsselbegriff mit einem Wort nicht ausgedrückt werden kann, wird er mit einem erläuternden Satz umschrieben (z.B. *Ablehnung — von Problemen nicht betroffen sein (wollen) — Resignation; Zuviel von etwas ist unnötig/überflüssig und bewirkt Überdruß*).

Die Zahl der großen Wortfelder ist überschaubar: 1/ *Aussehen des Menschen*; 2/ *Zustand des Menschen*; 3/ *Eigenschaften des Menschen*; 4/ *Einstellung, Beziehung zu den Mitmenschen, zur Umwelt*; 5/ *Menschliches Handeln*; 6/ *Einschätzung einer Lage, eines Sachverhalts*; 7/ *Umwelt — Außenwelt* und 8/ *Situations-*

gebundene Phraseologismen. Innerhalb dieser Felder werden die Phraseologismen weiter nach Schlüsselbegriffen, d.h. nach Schlüsselbegriff-Clustern angeordnet, die miteinander in synonymischer oder antonymischer Relation stehen. So z.B. innerhalb des Feldes *Einschätzung einer Lage, eines Sachverhalts* werden u.a. die folgenden Schlüsselbegriffe aufgeführt: *Glück — zufrieden oder erleichtert sein über den erfolgreichen Abschluß einer Sache; Erfolg haben — erfolgreich handeln; wenig erfolgreich sein — Mißerfolg haben — unfähig sein — versagen — das Nachsehen haben* usw. Innerhalb der Schlüsselbegriff-Cluster sind die einzelnen Redewendungen nach ihren Schlüsselwörtern alphabetisch angeordnet.

Die Schlüsselbegriffe einer Sprache sind nicht eindeutig und allgemeingültig festzulegen, da aber ihre Zahl im Wörterbuch erfaßbar ist, braucht der Lernende nicht lange nach dem gewünschten Schlüsselbegriff zu suchen. Das Inhaltsverzeichnis gibt eine gute Übersicht über die 8 Felder und über die zugehörigen Leitbegriffe. Auf Querverweise im Index haben die Verfasser verzichtet, zumal „gerade ein nicht sofort erfolgreiches Suchen paradoxerweise zu einem Lernerfolg führen kann“ (S. XXXIII).

Die Struktur der Wörterbuch-Einträge soll nun an einem Beispiel veranschaulicht werden (s. S. 164):

aus dem **Stegreif** < **REDEN, ÜBERSETZEN, ANTWORTEN** >

spontan und ohne Vorbereitung, ohne (Text)vorlage

Die Präsidentin wird eine Rede aus dem Stegreif halten. Aus dem Stegreif übersetzte er, wenn auch langsam und mit Pausen, die Rede Odysseus' an Nausikaa (Bieler, Mädchenkrieg 52). ... das sind Fragen, die wir aus dem Stegreif nicht beantworten können (Frankenberg, Fahren 75).

— »Stegreif« ist ein altes Wort für Steigbügel. Die Wendung meinte also ursprünglich »ohne vom Pferd herunterzusteigen, sofort«.

Die Redensart wird also durch eine andere Schriftart hervorgehoben, das Schlüsselwort (meist das erste Substantiv), nach dem die alphabetische Gliederung erfolgt, wird fettgedruckt. Der Stilwert (nur falls vom neutralen Sprachgebrauch abweichend) wird in runden Klammern angegeben. In spitzen Klammern werden Informationen zu den grammatischen, syntaktischen, semantischen und klassematischen Restriktionen gegeben. Darauf folgen (kursiv gedruckt) mehrfache Umschreibungen, d.h. die Paraphrasen der Redewendung und zum Schluß die konstruierten und authentischen Beispielsätze, entnommen aus Duden Bd. 11. Es werden allerdings bei den Redewendungen, deren Verwendung höchstwahrscheinlich keine besonderen Schwierigkeiten bereitet, keine Textbelege angegeben (so z.B. bei *wie eine Vogelscheuche aussehen/herumlaufen; den Kinderschuhen entwachsen* oder *(nur noch) ein Strich in der Landschaft sein*). Bei einigen Redewendungen, die ebenfalls als „problemlos“ erscheinen, finden wir dennoch die Einbettung im Kontext (z.B. bei *nichts auf den Rippen haben; noch die Eierschalen hinter den Ohren haben; wie auf Eiern gehen; fix und fertig sein* usw.) Die etymologischen Erklärungen sind sehr kurz, es kann und soll allerdings nicht die Aufgabe eines Lernwörterbuches sein, die Entstehungsgeschichte der Phraseologismen ausführlich darzustellen. Dafür sind andere Nachschlagewerke da. Deshalb ist es ebenfalls nicht störend, daß bei den „überschaubaren“ Wendungen die etymologischen Angaben fehlen.

Während das Arbeitsbuch *Virágnyelven* für ungarische Germanistikstudenten konzipiert ist, und dementsprechend z.B. auch ungarische Äquivalente enthält, fehlen im neuen Wörterbuch jegliche Äquivalente in der Muttersprache der Lernenden, da das Wörterbuch sich nicht an Gruppen mit einer bestimmten Muttersprache wendet.

Der Übungsteil mit dem dazu gehörenden Schlüssel, der individuelles Lernen und Selbstkontrolle ermöglicht, wurde praktisch unverändert gelassen. Zur Lösung der Aufgaben kann auch der Wörterbuchteil zu Rate gezogen werden. Der Übungs-

teil enthält vier Arten von Aufgaben und Übungen: erstens zur Form, zweitens zur Bedeutung, drittens zum Erkennen und Verstehen und viertens zur Verwendung phraseologischer Einheiten. Die Aufgaben sind sehr vielfältig: neben Ersatz- und Austauschübungen finden wir Ergänzungsübungen, Korrektur-Übungen, Kombinationsaufgaben usw. Die Wendungen kommen in mehreren unterschiedlichen Aufgaben vor und werden dadurch verfestigt. Das Erkennen und Verstehen phraseologischer Einheiten wird durch verschiedenartige Texte geübt: Kurznachrichten, Textausschnitte aus Trivialromanen, Kriminalromanen, Schlagzeilen, Modezeitungen, durch Werbeslogans, Witze und literarische Texte.

Als Fazit läßt sich feststellen, daß das vorgestellte Buch allen Anforderungen weitgehend entspricht, die an ein phraseologisches Lernwörterbuch gestellt werden können, indem es als seine grundlegende Aufgabe betrachtet, „eine ausgewählte, von der Frequenz her nicht unwichtige Teilmenge der Redewendungen lernfördernd zu präsentieren, ihre Gebrauchsbedingungen präziser als traditionelle Wörterbücher anzugeben und mit Hilfe von Übungen ihr Erlernen zu erleichtern“ (S. XVI). Sowohl die Gliederung des Wörterbuchteils als auch die verschiedenartigen Aufgaben und Übungen lassen das ausgezeichnete Werk dafür geeignet erscheinen, dieses Lernwörterbuch als aktives und zugleich auch als passives Wörterbuch im Phraseologie-Studium vielseitig einzusetzen. Regina Hessky und Stefan Ettinger haben bewiesen, daß es doch nicht als unmöglich erscheint, die „phraseologische eierlegende Wollmilchsau“ (S. XIV), d.h. ein nahezu ideales phraseologisches Lernwörterbuch zu konzipieren.

Erzsébet Forgács
(Szeged)

Konopka, Marek: *Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert*. — Tübingen: Niemeyer 1996. (= Reihe Germanistische Linguistik. Bd. 173.) 253 S.

Das Buch, das auf der 1995 in Heidelberg eingereichten Dissertation des Autors basiert, gliedert sich in fünf Kapitel (I. Einleitung, II. Untersuchung der Sprachreflexion, III. Untersuchung des Sprachgebrauchs, IV. Sprachreflexion und Sprachgebrauch, V. Rückblick). Das umfangreich ausgefallene — fünf Seiten umfassende — Inhaltsverzeichnis hat sich im Gebrauch schlecht bewährt. Seine Struktur ist kompliziert, es ermöglicht keine schnelle Orientierung und kein rasches Nachschlagen des gesuchten Kapitels. Der Leser hätte sich lieber ein knapperes aber dafür übersichtlicheres Inhaltsverzeichnis gewünscht.

Dem Textteil folgt ein reichhaltiges Literaturverzeichnis von zehn Seiten, daran schließt sich der Anhang an, der nützliche Informationen über Autoren sprachreflexiver Werke aus dem 18. Jahrhundert und über ihre Werke bietet. Es sei dabei nur auf ein kleines Detail hingewiesen: Gerade bei Gottsched, einer bestimmenden Kraft der Grammatikschreibung des 18. Jahrhunderts, enthält die Darstellung einige Mängel in der Biographie.

Im einzelnen gliedert sich der Inhalt des ersten Kapitels wie folgt: In der Vorbemerkung bestimmt der Verfasser den Gegenstand seiner Untersuchungen sowie das Ziel der Arbeit. Das Interesse des Autors gilt ausgewählten *strittigen Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert*, wobei sich Konopka auf die Anordnung der Elemente im Satz konzentriert. Sein Ziel formuliert er folgendermaßen:

Die vorliegende Arbeit will Erkenntnisse zur Entwicklung der Sprache und der Sprachreflexion im 18. Jahrhundert liefern. Insbesondere soll sie dabei ermöglichen, die Faktoren zu bestimmen, welche die Entwicklung in den beiden Bereichen beeinflussten. In diesem Zusammenhang soll sie auch Aufschluß geben über die wechselseitige Bedingtheit zwischen Sprachreflexion und Sprachgebrauch und insbesondere über die Möglichkeit des Einflusses einzelner Sprachtheoretiker auf die Sprachentwicklung. (S.1.)

Betrachten wir einmal näher, wie der Verf. dieses Ziel verfolgt!

Im ersten Schritt werden die für die Arbeit relevanten grammatischen Begriffe erklärt bzw. präzisiert, danach gibt der Verf. einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschungen auf dem Gebiet der Syntax und Sprachreflexion im 18. Jahrhundert.

Dem folgt eine eingehende Diskussion der Sprachreflexion im 18. Jahrhundert, dann werden die sprachphilosophischen Grundlagen der Wortstellungstheorien sowie der Stand der Forschung über die Wechselwirkungen zwischen der Sprachreflexion und dem Sprachgebrauch dargestellt.

An die „Einleitung“ schließt sich das zweite Kapitel an, das anhand 17 sprachreflexiver Werke die Sprachreflexion untersuchen soll. Der Autor bietet an dieser Stelle Einblicke in die Grundlinien und Grundbegriffe der Sprachreflexion.

In einem breit angelegten Abschnitt wird der Satzrahmen — einer der drei Streitpunkte, die sich am Ende des vorangegangenen Kapitels anbahnten — problematisiert. Die Schlußfolgerung des Autors ist, daß alle dargestellten strittigen syntaktischen Erscheinungen eng mit der Satzrahmenproblematik zusammenhängen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das zweite Kapitel dem Leser eine solide, umfassende Darstellung der Sprachreflexion im 18. Jahrhundert bietet, in der die für das Thema relevanten Fragestellungen gründlich und instruktiv abgehandelt werden. Darüber hinaus ist es dem Autor auch gelungen, die wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung der Sprachreflexion darzustellen.

Den Gegenstand des dritten Kapitels bildet die Untersuchung des Sprachgebrauchs anhand von 37 Werken. Dabei finden die Klassen der einfachen Folgeelemente, der *zu*+Infinitivphrasen und der Nebensätze Berücksichtigung. Der Verf. geht mit großer Konsequenz der Frage nach, welche Faktoren die Wortstellung der genannten Klassen beeinflussten. Danach kommt er auf die Verbalkomplexe und afiniten Nebensätze zu sprechen.

Im letzten Abschnitt wird u.a. die Funktion des Satzrahmens als Mittel der Äußerungsgestaltung hervorgehoben.

Die Behandlung des Sprachgebrauchs im 18. Jahrhundert scheint dem Rezensenten genauso gut und anspruchsvoll ausgefallen zu sein wie die Untersuchung der Sprachreflexion. Ein Vorzug des Kapitels zeigt sich besonders in den Erörterungen des Autors über die Regeln, denen die Handhabung des Satzrahmens unterlag und in Verbindung damit über die Funktion des Satzrahmens in den einzelnen Textsorten und Sprachräumen.

Das vierte Kapitel unter dem Titel „Sprachreflexion und Sprachgebrauch“ liefert eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse der beiden vorangegangenen Kapitel. Unter dem Aspekt der Deskriptivität und Präskriptivität der sprachreflexiven Werke werden hier die Gründe für die Unterschiede in den dargestellten Syntaxtheorien und deren Konsequenzen geschildert. Danach stellt sich die zentrale Frage des Kapitels, nämlich, welche Wirkung die sprachtheoretischen Werke auf den Sprachgebrauch ausgeübt hatten. In der Forschungsliteratur wird die Wirkungsfrage äußerst problematisch beurteilt, deshalb ist es von Belang, wie Konopka die normierende Wirkung der einzelnen Sprachtheoretiker auf den Sprachgebrauch belegt. Es muß leider gesagt werden, daß er der Wirkungsfrage auch

nicht viel näher kommt. Er kann keine eindeutigen Zusammenhänge zwischen den Forderungen der Sprachtheoretiker und der Entwicklung des Sprachgebrauchs feststellen. Er beschränkt sich hauptsächlich auf Annahmen, aufgrund einer — besonders im oberdeutschen Raum festgestellten — räumlichen und zeitlichen Parallelität zwischen Sprachreflexion und Sprachgebrauch. Der Rezensent hat den Eindruck, daß der Verf. in diesem Kapitel im Sinne der Zielsetzung der Arbeit aus dem reich erhobenen und im Detail mit großem Geschick interpretierten Forschungsmaterial zu wenig gemacht hat.

Im abschließenden Kapitel (Rückblick) faßt der Verfasser die Ergebnisse seiner Arbeit zusammen.

Der Erfolg einer Studie hängt weitgehend davon ab, in welchem Maße der Autor seine Ziele verwirklichen kann. Marek Konopka setzte sich — stichpunktartig dargestellt — folgende Ziele:

- Erkenntnisse zur Entwicklung der Sprache und der Sprachreflexion liefern
- die Faktoren bestimmen, welche die Entwicklung in den beiden Bereichen beeinflussen
- Aufschluß geben über die wechselseitige Bedingtheit zwischen Sprachreflexion und Sprachgebrauch und insbesondere über die Möglichkeit des Einflusses einzelner Sprachtheoretiker auf die Sprachentwicklung (vgl. S. 1.)

Wir sind der Meinung, daß es dem Verfasser gelungen ist, die ersten zwei Ziele zu verwirklichen, die Behandlung der letzten Frage erfüllt dagegen nicht unsere Erwartungen.

Es sei im weiteren noch auf einige Spezifika des Buches hingewiesen. Das ganze Buch zeugt vom großen Blickwinkel des Autors und von seiner Distanz im Urteil. Er erweist sich als gründlicher Kenner der einschlägigen Fachliteratur. Er rezipiert alle für das vorliegende Thema relevanten Autoren und Konzepte, mit denen er sich scharfsinnig und kritisch auseinandersetzt. Der Autor erhebt nicht den Anspruch, in seinem Werk neue theoretische Ansätze vorstellen zu wollen, er bezieht sich vielmehr auf Darstellungen anderer Autoren. Dabei werden nicht nur ältere Forschungsmeinungen diskutiert und problematisiert, sondern auch der neueste Forschungsstand findet Berücksichtigung. Konopka ist außerdem bemüht, Leistungen und Grenzen der Grammatiker des 18. Jahrhunderts aufzuzeigen, wobei er die einzelnen Konzepte deutlich genug voneinander abgrenzt. Den wissenschaftlichen Wert der Arbeit erhöht, daß gerade in diesem Bereich der Forschung Defizite bestehen.

Die Beispielsätze, die immer im konkreten Kontext diskutiert werden, sind sehr sorgfältig ausgewählt, so daß sie zur Demonstration der Wortstellungsregularitäten im 18. Jahrhundert bestens geeignet sind.

Positiv ist auch, daß die Darstellung einige instruktive Tabellen und Graphiken enthält, die das Verständnis des konkreten sprachlichen Phänomens sowie der statistischen Daten erleichtern.

Der Aufbau der Kapitel ist durchdacht, ihre Ausgestaltung ist trotz gewisser quantitativer Unterschiede sehr homogen, was zur inhaltlichen Ausgewogenheit der ganzen Studie führt. Rezeptionsfördernd ist ferner auch, daß der Autor die Teilergebnisse seiner Untersuchung von Zeit zu Zeit zusammenfaßt.

Die sprachliche Darstellung ist klar auch dort, wo sich die Aussagen auf einem höheren Abstraktionsgrad bewegen (wie z.B. im Abschnitt über sprachphilosophische Grundlagen der Wortstellungstheorien). Der Verf. formuliert in geläufigem, flüssigem Stil, das Werk liest sich daher ausgesprochen gut.

Ein weiteres Spezifikum des Bandes sind die überzeugenden logischen Schlüsse des Autors. Er liefert beweiskräftige Argumente zur Untermauerung seiner Behauptungen.

Der anvisierte Adressatenkreis der vorliegenden Arbeit wird in der Studie leider nirgendwo erwähnt. Wir können aber das Buch in erster Linie Grammatikern, darüber hinaus Linguisten überhaupt und — wenigstens einen Teil des Werkes — an Sprachphilosophie Interessierten guten Gewissens empfehlen.

Zusammenfassend läßt sich über die Relevanz des Werkes für die Sprachwissenschaft folgendes sagen: Der Rezensent ist beeindruckt von den überzeugenden Fakten und der Gründlichkeit der Aufbereitung des Materials. Neben vielen Beobachtungen im Detail liefert die Arbeit von Marek Konopka auch Anlaß, tradierte sprachgermanistische Theorien über die Sprachreflexion im 18. Jahrhundert, ihre wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung und den Sprachgebrauch im Bereich des Satzrahmens zu präzisieren. Es ist nicht zu übersehen, wie gewissenhaft und genau der Verf. an die Untersuchung dieser Phänomene herangeht, wie er sie terminologisch und methodisch exakt präsentiert und logisch erklärt. Seine Arbeit bereichert unser Wissen um die deutsche Syntax des 18. Jahrhunderts und wird in der Syntaxdiskussion sicherlich ein breites Echo finden. Außerdem enthält das Werk eine verlässliche Basis und ein beachtliches Anregungspotential für die Weiterführung der Forschung.

Mihály Harsányi
(Eger)

Korhonen, Jarmo: *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen I.* (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie 7) — Bochum: Brockmeyer 1995. 410 S.

Korhonen, Jarmo (Hg.): *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen II.* (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie 10) — Bochum: Brockmeyer 1996. 532 S.

1. 1994 ist der erste Band der Reihe „Studien zur Phraseologie und Parömiologie“ beim Universitätsverlag Brockmeyer in Bochum erschienen. Seither ist die eindrucksvolle Zahl von insgesamt 12 Bänden gefolgt bzw. angekündigt worden. Einen glücklicheren Anfang hätte man sich vor drei Jahren kaum vorstellen können, handelte es sich doch bei Band I um das Material der 1992 in Saarbrücken durchgeführten „Europhras“-Tagung unter dem Titel „Tendenzen der Phraseologieforschung“. Aus diesem ersten Band konnte sich der Leser — nicht zuletzt dank des einleitenden Berichts der Herausgeberin B. Sandig — ein umfassendes Bild über den (damals) aktuellen Stand der Phraseologieforschung verschaffen.

Die Reihenherausgeber, W. Eismann (Graz), P. Grzybek (Graz) und W. Mieder (Burlington VT, USA), vertreten eine Konzeption, die weitgehend offen ist sowohl hinsichtlich der untersuchten „sprachlichen Formen“ (im Sinne von diversen festgeprägten Einheiten/Konfigurationen oberhalb der Wortgrenze) als auch der einbezogenen Einzelsprachen, der Beschreibungsperspektiven und nicht zuletzt der jeweiligen theoretischen Konzeption. In dieses Konzept passen außer der Phraseologie und den Sprichwörtern auch sog. „kleine Formen“, wie z.B. Rätsel und Stereotype; außer der synchronischen auch die diachronische Perspektive; außer dem innereinzelsprachlichen auch der kontrastiv-interkulturelle Ansatz, wobei als jüngste Tendenz in einschlägigen Arbeiten versucht wird, auf Methoden und Erkenntnisse der Varietäten- bzw. Soziolinguistik zurückzugreifen. Der wohlgedachten konzeptionellen Offen-

heit ist es zu verdanken, daß die bisher veröffentlichten bzw. angekündigten Bände eine bunte thematische Vielfalt zeigen und von der Fülle einschlägiger, z.T. auch interdisziplinärer Fragestellungen einen Eindruck vermitteln — ohne dabei eklektisch zu wirken.

Die Reihe „Studien zur Phraseologie und Parömiologie“ ist auch deshalb zu begrüßen, weil es die erste Publikationsreihe mit den in ihrem Titel genannten Schwerpunkten ist. Aus diesem Grund, aber auch auf der Basis der skizzierten Konzeption und der fachlichen Qualität der ersten Bände hat die Reihe in kürzester Zeit internationales Ansehen erworben, trotz der sonst häufig beklagten Flut von Fachpublikationen. Man kann den Reihenherausgebern nur wünschen, daß sie ihre Absicht, die auf dem Rückendeckel der Bände zu lesen ist, verwirklichen können: „Mit der Reihe soll auf internationaler Ebene ein Forum für das zunehmende Interesse an den aufgewiesenen Fragestellungen geschaffen werden. Durch die Konzentration an einem Ort wird eine bessere Zugänglichkeit für alle Interessierten gewährleistet.“

2. Band 7 und 10 der vorgestellten Reihe zeichnet als Verfasser bzw. als Herausgeber Jarmo Korhonen. Korhonen hat in der Auslandsgermanistik, vor allem in der (kontrastiven) Phraseologieforschung Bedeutendes geleistet. 1986 hatte er an der Universität Oulu eines der ersten internationalen Symposien zur Phraseologie, mit germanistischem Schwerpunkt, veranstaltet. Dieses kann gewissermaßen als Auftakt für die späteren, unter dem Namen „Europhras“ bekanntgewordenen Tagungen angesehen werden. Die Tagung bzw. deren Zeitpunkt nennt Korhonen zugleich den Beginn des großangelegten Forschungsprojekts „Kontrastive Verbidiomatik Deutsch-Finnisch“, das sich über etwa zehn Jahre erstreckt hat und dessen imponierender Ertrag nun in den beiden Bänden vorliegt. Die Einleitung zu Band 7 informiert in aller Ausführlichkeit über die (organisatorischen, personellen und finanziellen) Rahmenbedingungen sowie die inhaltlichen Schwerpunkte und wichtigsten Arbeitsphasen des Projekts.

In diesem Band sind die Ergebnisse der Forschungstätigkeit des Projektleiters zusammengefaßt. Es handelt sich dabei um insgesamt 17 Aufsätze, die bereits in verschiedenen Zeitschriften bzw. Sammelbänden veröffentlicht worden waren. Entsprechende Verweise findet der Leser jeweils in der ersten Fußnote der Beiträge.

Der chronologischen Anordnung hat der Autor hier die thematische vorgezogen. Dazu liest man in der Einleitung: „Am Anfang stehen Beiträge, die sich auf die deutsche Sprache allein beziehen, dann kommen Berichte bzw. Beiträge allgemeinerer Art zur kontrastiven Phraseologie, und ihnen folgen spezifischere Ausführungen zur deutsch-finnischen Verbidiomatik.“ (S. 8). Daraus erfährt der Leser allerdings nur wenig über die thematische Vielfalt der Beiträge, d.h. zugleich über die Konzeption des deutsch-finnischen kontrastiven Projekts und die Bandbreite der untersuchten Fragen.

Aufgrund der Lektüre wäre m.E. eine Gruppierung um folgende (thematische) Schwerpunkte angemessener und für den Leser informativer:

- (1) allgemeine Fragen, Probleme der Phraseologieforschung, dargestellt am Beispiel der deutschen Phraseologie — diese werden erörtert in den Beiträgen I.-III., IX., XV. Insbesondere der erste Beitrag: „Idiome als Lexikoneinheiten. Eine Auswahl von Beschreibungsproblemen“ kann durchaus den Anspruch erheben, übereinzelsprachlich relevant zu sein, selbst wenn die Probleme (zentraler und peripherer Bereich; Subklassifizierung; Fragen der Idiom-Semantik) an der deutschen Phraseologie exemplifiziert werden.
- (2) Untersuchungen zu morphosyntaktischen Aspekten mit der Valenzproblematik im Mittelpunkt — präsentiert in den Beiträgen IV., V. und VIII.

- (3) (deutsch-finnische) kontrastive Untersuchungen unter ausgewählten Aspekten — wie z.B. Fragen der zwischensprachlichen Konvergenz und Divergenz, Phraseologie in literarischen Übersetzungen u.a. — behandelt in den Beiträgen X.-XIII., XVI. und XVII.

Im Rahmen einer kurzen Rezension ist es natürlich nicht möglich, sich eingehender mit einzelnen Beiträgen zu befassen oder zu bestimmten Ansichten des Autors Stellung zu nehmen. Hervorzuheben sind sicherlich die Beiträge „Morphosyntaktische Variabilität von Verbidiomen“, „Zur historischen Entwicklung von Verbidiomen im 19. und 20. Jahrhundert“ sowie „Besonderheiten der Verbidiomatik in der gesprochenen Sprache. Dargestellt am Beispiel südwestdeutscher Mundarten“. In der erstgenannten Arbeit wird das Wechselspiel von Stabilität und Variabilität an einem umfangreichen Korpus dargestellt und recht differenziert erörtert. Die beiden anderen Beiträge (1994 bzw. 1992 erstmals erschienen) zeichnen sich vor allem durch die Neuartigkeit ihrer Themenwahl, aber auch durch die gewonnenen Erkenntnisse aus.

Als zusammenfassende Bewertung ist folgendes unbedingt hervorzuheben:

- (a) das umfangreiche Korpus, das als Arbeitsgrundlage diente - seine Quellen und detaillierte Beschreibung finden sich in der Einleitung zum Band: ein kontrastives Grundkorpus Deutsch-Finnisch mit ca. 2700 Verbidiomen (Idiompaare) sowie zwei weitere Spezialkorpora (deutsch-englisch-finnische Idiomliste bzw. eine Zusammenstellung von Verbidiomen des Deutschen, Französischen, Italienischen, Englischen, Schwedischen, Russischen, Ungarischen, Estnischen und Finnischen). Dazu kommen Belegkorpora mit insgesamt 13 000 Belegen;
- (b) der Aspektreichtum der Untersuchung von Verbidiomen;
- (c) das Aufgreifen von in der Forschung bis dahin eher vernachlässigten Fragen;
- (d) nicht zuletzt der vielfältig anwendbare Erkenntnisgewinn für die deutsche und finnische Phraseologie.

Kontrastive Arbeiten mit empirischer Materialbasis laufen zwar häufig Gefahr, nur für einen beschränkten Leserkreis voll verständlich und von Interesse zu sein. Andererseits kann der hier verwendeten Arbeitsweise Modellcharakter zugesprochen werden, und die Konklusionen bereichern unser Wissen auch über einzelsprachunabhängig relevante Merkmale der Phraseologie bzw. deren interkulturelle Relevanz.

3. Band 10 der Reihe, zugleich Band II. der „Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen“ wurde vom Projektleiter als Herausgeber betreut. Den zentralen Untersuchungsgegenstand bilden auch hier die Verbidiome, verbale Phraseologismen kontrastiv (mehrheitlich unter morphosyntaktischen Aspekten) betrachtet, jedoch ergänzt durch einige weitere Fragen, die sich thematisch weniger klar zuordnen lassen. Als Rahmen wird auch für diesen Band das Forschungsprojekt „Kontrastive Verbidiomatik Deutsch-Finnisch“ angegeben, wenn auch die einbezogenen Sprachen bzw. die eingeladenen Beiträge und ihre Themenwahl ein geringeres Maß an bewusster Planung erkennen lassen. So scheint es weniger „immanent“ begründbar zu sein, beispielsweise Verbidiome mit Wortpaaren in ihrem Bestand (Typ: *jmdm./einander Auge in Auge gegenüberstehen*, aber auch: *Äpfel mit Birnen addieren* oder *jmdm. Steine statt Brot geben*) oder Verbidiome mit Eigennamen (Typ: *Fortuna lächelt jmdm.*, *jmdn. nach Buxtehude wünschen*, wie eine Leipziger Lerche singen) als besondere (Sub-)Kategorie zu untersuchen.

Durch die insgesamt 21, umfangsmäßig recht unterschiedlichen Beiträge der insgesamt 11 Autoren ist von den in der Phraseologieforschung diskutierten Themen ein breites Feld abgedeckt, ungeachtet der Verbidiome als zentraler Bereich:

- Unter kontrastivem Aspekt (deutsch-finnisch) werden Verbidiome mit Wortpaaren (*J. Parad*) bzw. vergleichende Verbidiome (*L. Knobloch*), Modifikationen bei Verbidiomen (*M.-L. Piitulainen*), die (äußere) Valenz der (deutschen und finnischen) Verbidiome (*M.-L. Piitulainen*), Eigennamen in der Verbidiomatik (*D. Wilske*), Idiomreihen, lexikalische Variabilität (*J. Parad*), lexikalische Modifikationen bei Verbidiomen (*L. Knobloch*) und die Semantik von deutschen und finnischen Verbidiomen (*I. Hyvärinen*) behandelt.
- Paarweise innereinzelsprachlich thematisiert ist die Passivfähigkeit und die Negation (deutscher) verbaler Phraseologismen (beide von *J. Möhring*), die Passivierbarkeit bzw. (syntaktische) Negierbarkeit finnischer Verbidiome (beide: *I. Hyvärinen*), die Nominalisierung verbaler Phraseologismen im Deutschen (*I. Barz*) bzw. im Finnischen (*M.-L. Piitulainen*).
- Weniger eng mit dem Hauptanliegen verbunden sind die Beiträge zu deutschen Verbidiomen mit Eigennamen in ihrem Bestand (*Cs. Földes*), zu finnischen Verbidiomen mit Eigennamen (*D. Wilske*), zum Verhältnis von Wortbildung und Phraseologie (*W. Fleischer*), zu Verbidiomen im österreichischen Deutsch (*Cs. Földes*) und zur Phraseologie im Schweizerhochdeutschen (*H. Burger*).

Abschließend findet man im Band ein Register mit sämtlichen phraseologischen Einheiten, die in den Beiträgen in dieser oder jener Hinsicht analysiert worden sind. Auch die Angabe der Seitenzahlen fehlt nicht, wo sie der Leser nachschlagen kann. Die Liste umfaßt etwa 1800 deutsche, rund 60 österreichische, 180 schweizerhochdeutsche und 1000 finnische phraseologische Einheiten. Der Vollständigkeit halber sind ferner die zwei französischen, sowie die je eine englische, norwegische und ungarische phraseologische Einheit zu nennen. Jedenfalls ist dies ein weiteres Zeichen für die Materialfülle, mit welcher hier, wie im ganzen Projekt, gearbeitet worden ist. Vom Umfang, von der Bearbeitung des empirischen Materials und den gewonnenen Erkenntnissen sind vor allem die Beiträge „Zur (äußeren) Valenz der deutschen und finnischen Verbidiome“ sowie „Zur Semantik von deutschen und finnischen Verbidiomen“ hervorzuheben.

Obwohl es, wie oben bereits erwähnt, hier um thematisch eher lose zusammenhängende Arbeiten geht, ist ein unbedingt erforderliches Minimum an prinzipieller und methodologischer Einheitlichkeit bzw. Disziplin durchaus erkennbar — zumal in den kontrastiv angelegten Arbeiten des Bandes. Man vermißt allerdings in Band 10 eine Art Bilanz, einen abschließenden Beitrag des Initiators und Koordinators des Projekts über die Ergebnisse, deren Anwendbarkeit und Anwendungsmöglichkeiten sowie die Arbeitserfahrungen und Perspektiven ähnlicher Vorhaben.

4. Die vorliegenden beiden Bände könnte man im Hinblick auf die kontrastive Phraseologieforschung, die von Anfang an als ein inhaltlich wie thematisch wesentlicher Schwerpunkt an der Entfaltung der Phraseologieforschung überhaupt mit beteiligt war, als eine erfolgreiche Pilotstudie bewerten. Sie beweist die Legitimität von bilingual-kontrastiv konzipierten Forschungsvorhaben und dürfte für andere Sprachenpaare modellhaft wirken. Die Ergebnisse solcher umfassender kontrastiver Projekte — dies hat Korhonens Projekt deutlich gezeigt — sind nicht nur für die klassischen Anwendungsbereiche FU und (zweisprachige) Lexikographie von Bedeutung, sondern dienen zugleich als wichtige Grundlagen (Vorarbeiten) und Quellen für (sprachübergreifende) theoretische Forschungen.

Regina Hessky
(Budapest)

Korn, Robert: *Das System der Vokalphoneme der schwäbischen Mundart in Kazachstan.* — Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1995. (= ZDL Beihefte 89). 101 S.

Die hier zu besprechende Arbeit ist die deutschsprachige Version einer 1986 an der Moskauer Maurice Thorez-Hochschule für Fremdsprachen vom Verf. verteidigten Dissertation, deren dialektologische Kapitel von Hugo Jedig(†), dem bekannten Germanisten und Erforscher rußlanddeutscher Sprachinseln, betreut wurden.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen Phonetik und Phonologie der schwäbischen Mundart der Dörfer *Michajlovka* und *Novokuz'minka* (sowie einiger kleinerer Streusiedlungen in deren Nachbarschaft) im Oblast' (Verwaltungsbezirk) Pavlodar an der Nordgrenze Kazachstans. Die älteren Sprecher der Mundart stammen aus dem Dorf *Rosenberg* in der georgischen Provinz Imeretien (im Südwesten von Tiflis gelegen) und wurden im Jahre 1941 von dort nach Kazachstan deportiert. Ihre Vorfahren waren sogenannte *Württembergiger Separatisten*, die in den Jahren 1817-1819 aus Alt-württemberg den Weg nach Transkaukasien fanden. Mitte bis Ende der siebziger Jahre lebten in den genannten Dörfern in Kazachstan noch über 1000 schwäbischsprachige Nachkommen dieser Einwanderer, eine Zahl, die sich gerade in den letzten Jahren durch Rücksiedlung nach Deutschland dramatisch reduziert haben dürfte.

Die zur Analyse herangezogenen Sprachdaten stammen aus Feldforschungskampagnen des Verf.s in den Jahren 1979 bis 1982; die dabei aufgenommenen 18 Informanten der älteren Generation waren zur Zeit der Untersuchung zwischen 56 und 86 Jahre alt (also noch allesamt aus *Rosenberg* gebürtig), die 7 der jüngeren Generation waren in *Michajlovka* und *Novokuz'minka* aufgewachsene Kinder bzw. junge Erwachsene zwischen 10 und 24 Jahren; das auffällige Fehlen von Sprachdaten einer dazwischenliegenden mittleren Generation bleibt unkommentiert.

Bei der Mundart von *Rosenberg-Michajlovka* handelt es sich um einen Dialekt, dessen wesentliche Merkmale noch heute mit den im Neckartal zwischen Marbach und Reutlingen gesprochenen schwäbischen Mundarten übereinstimmen. Dies ist umso bemerkenswerter, als bereits Anfang dieses Jahrhunderts für die in der Südukraine und auf der Krim gesprochenen schwäbischen Dialekte die Aufgabe „prototypisch schwäbischer“ Dialektmerkmale und die Hinentwicklung zu einem dialektal weniger stark gefärbten „Neuschwäbisch“ zu konstatieren waren; verantwortlich dafür waren (interner und externer) Dialektausgleich in den von einer gewissen (wenn auch minoritären) Zahl fränkischer Dialektsprecher durchsetzten und von zahlreichen rein fränkischen Schwesterkolonien umgebenen schwäbischen Kolonien der Ukraine, sowie zusätzlich eine Beeinflussung durch die deutsche Schriftsprache (deutsche Presse, deutsches Theater, deutsche Schulen in Odessa). Dagegen war es in den georgischen und azerbeidjanischen Schwabenkolonien -von Anfang an dialektal homogen und nur mit anderen schwäbischen Kolonien in Kontakt stehend- *ausschließlich* die Schriftsprache (hier über die deutschen kulturellen Institutionen in Tiflis vermittelt), die einen Abbau primärer Dialektmerkmale bewirken konnte. *Rosenberg* (wie auch seine noch näher bei Tiflis gelegene Mutterkolonie *Elisabethtal*) war dabei interessanterweise viel weniger solchen schriftsprachlichen Überformungen ausgesetzt als beispielsweise das zwar geographisch abseits (in der Gegend von Jelisabetpol/Kirovabad) gelegene, durch seinen Weinhandel zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer allerdings kaukasusweit bedeutende *Helenendorf* in Azerbeidjan. Eine nennenswerte „dialektale Auseinandersetzung“ mit den Merkmalen anderer deutscher, vorwiegend fränkischer Dialekte erfolgte paradoxerweise erst unter dem von Sprechern beider Dialektgruppen geteilten Leid der Deportation und des Exils in Kazachstan.

So kam es erst in jüngerer Zeit zur Aufgabe so markanter schwäbischer Dialektmerkmale wie der nasalen (Lang-)Vokale (die ursprünglich auch in russischen

Lehnwörtern auftraten: ...*čemodan* [tʃemodā:] 'Koffer' (< russ. чемодан); zur Kürzung der typisch schwäbischen Langvokale vor [çt] und [rt] ([ne:çt] *Nächte*); zur Verdrängung (noch *ohne* gänzliche Aufgabe) des Diphthongs [ui] in [fliəkst] aus früherem [fluikst] (in [sui] *sie*, [dui] *die*, [fuir] *Feuer*, [knui] *Knie* bleibt er erhalten); zur Monophthongierung des ursprünglich „westschwäbischen“ Sproßdiphthongs [oar] > [a'] in *Horn* [hoarn] > [ha'n]. In der Aussprache der jüngeren Generation ist darüber hinaus die Tendenz zu beobachten, fallende Diphthonge des Typs [əu], [əi] (letzterer seinerseits aus [ui] entstanden) sowie steigende Diphthonge des Typs [uə] durch [ou], [oi], [uo] zu ersetzen: *Maul* [məul] > [mou], *weiß* [vøis] > [vois], *Blut* [bluət] > [bluot], wobei offenkundig kontaktierende oberfränkische Mundarten das Modell dazu lieferten.

Den Hauptteil der Arbeit bildet eine instrumentalphonetische (sonographische) Analyse der Mundart-Vokale und deren phonologische Interpretation; aus mündlichen Erzählungen wurden 106 passende Wortformen ermittelt, die von älteren und jüngeren Sprechern mehrfach wiederholt auf Band gesprochen wurden; sie wurden anschließend von ohrenphonetisch geschulten Fachleuten transkribiert und danach einer sonographischen Analyse unterzogen. Die nach klassisch-strukturalistischen Analyseprinzipien durchgeführte Phonemanalyse (Minimalpaarnachweis, Feststellung kontextbedingter Variation, Ermittlung distributioneller Beschränkungen) ergibt für die gegenwärtige Mundart ein Vokalsystem von 15 Monophthongen und 13 Diphthongen.

Wenn auch die technische Seite der Untersuchung nicht mehr wegweisend genannt werden kann (ersetzen doch seit geraumer Zeit computerisierte Schallanalyseverfahren mehr und mehr das traditionelle Sonagramm), so muß doch die systematische Gründlichkeit, mit der feine auditive Unterschiede und Nuancen auf die ihnen zugrundeliegenden akustischen Parameter hin untersucht werden, ausdrücklich gewürdigt werden: das Variationsspektrum der einzelnen Vokale wird systematisch auf nicht weniger als 25 qualitätsbestimmende Lautkontexte (wobei natürlich nicht *jeder* dieser Kontexte für *jeden* Vokal relevant zu sein braucht) überprüft. Unter den zahlreichen interessanten Detailbefunden sei erwähnt, daß etwa /i/ und /i:/ in betonter Silbe sich so wie in den schwäbischen Mutterdialekten tatsächlich ausschließlich durch das phonetische Merkmal der Länge unterscheiden, daß daneben aber das kurze /i/ durchaus eine angespannte/offene kontextuelle Variante [ɪ] kennt (so z.B. in den unbetonten geschlossenen Silben in [ˈfroidɪç] *Freitag*, [ˈmoinɪ] *Meinung*, [ˈʃvo:ɪs] *schwäbisch* etc.), was auch für andere schwäbische Dialekte gilt, allerdings in der einschlägigen Fachliteratur kaum erwähnt wird. Generell belegen die hier veröffentlichten akustischen Meßwerte einmal mehr sehr deutlich, daß Kurzvokale zu größerer (quantitativer *und* qualitativer) Variation neigen als Langvokale. Dies dürfte letztlich mit der geringeren zur Artikulation zur Verfügung stehenden Zeit sowie der für den Nebenort *reduzierten* psychophysischen Aufmerksamkeit zusammenhängen.

Was man in diesem Zusammenhang allerdings vermißt ist ein Vergleich mit entsprechenden Formantmessungen zum Vokalismus der deutschen Standardlautung bzw. anderer regionaler Varianten des Deutschen. Die — zudem noch relativ vage gehaltenen — Verweise auf ein schwer zugängliches und angesichts seines Erscheinungsjahres wohl kaum mehr als auf dem letzten wissenschaftlichen Stand einzustufendes Werk von Nikonova (1948) können nicht wirklich befriedigen. Eine Berücksichtigung der erwähnten Arbeiten hätte immerhin einen Blick dafür eröffnen können, wie der auditive Kontrast zwischen 'schwäbischem' und Hochlautungs-'Akzent' in der Akustik der Vokale seine Grundlagen findet. Andererseits hätte auf die Reproduktion von Diapositiven der im Zuge der Untersuchung entstandenen Vokal-Sonagramme (S. 88-91) leicht verzichtet werden können, ja verzichtet werden *müssen*; kein mit akustischer Phonetik befaßter Fachmann wird mit diesen *nicht*-kalibrierten Kleinbildformaten wirklich etwas anfangen können.

Die vorliegende Monographie beschäftigt sich jedoch nicht nur -wie es der Titel zunächst vielleicht vermuten läßt- mit der Phonologie der Vokale (und deren phonetischen Realisierungen); vielmehr werden auch eine Reihe von morphophonologischen Erscheinungen wie Ablaut, Brechung, Umlaut (bzw. *verhinderter* Umlaut) behandelt, die sich als für die dialektale Standortbestimmung der Mundart wichtig erweisen. Der an Phänomenen des Sprachkontakts Interessierte kann darüber hinaus zahlreiche bemerkenswerte, ja bisweilen kuriose Entlehnungen aus diversen Kontaktsprachen kennenlernen; unter letzteren hat es mir das (wohl auch volksetymologisch *-zwischen-*motivierte) Dissimilationsprodukt *Tsischlik* 'Schaschlik' für türk. *Şişlik* besonders angetan. Einige Angaben zur Herkunft der *nicht-russischen* Lehnwörter sind allerdings zu korrigieren, umso mehr als der Verf. diese Angaben in identischer Form schon an nicht unprominenter Stelle anderweitig (ZDL LX:40-47) publiziert hat. Richtig erkannt (S. 72) ist die türkische Herkunft der Wörter *dolma* 'Roulade', *lavaş* 'Brotfladen', *blöf* 'Pilav', *gadiç* (<*katik*) 'Zukost, (Speisen-) Beilage' (letzteres allerdings nicht, wie Verf. andeutungsweise unterstellt, mit *kati* 'hart', sondern vielmehr mit *katmak* 'hinzufügen, als Begleiter schicken' etymologisch verwandt), wobei zu präzisieren wäre, daß es sich dabei kaum um Entlehnungen aus dem *Osmanisch-Türkischen* (bzw. *Türkei-Türkischen*), sondern aus anderen im Umkreis des Kaukasus beheimateten Turksprachen (Azeri, Kumyx, Karatschajisch ...) handeln dürfte. Zu dieser Gruppe wäre wohl noch das zwar im Text (S. 94) enthaltene, aber vom Verf. nicht weiter kommentierte *duxan* 'Schenke' (türkei-türkisch dagegen *dükkân* 'Laden, Geschäft') zu zählen. Falsch bzw. irreführend sind aber die Charakterisierungen von *jug* 'Gepäck', *bur'djug* 'Weinschlauch', und *diližan* 'Postkutsche' als „Entlehnungen aus dem Georgischen“ (ibid.): *jug* (türkeitürkisch *yük* 'Fracht, Last, Belastung') kann schon seiner lautlichen Struktur wegen (anlautender Halbvokal [j]!) nicht georgisch sein und ist wie *bur'djuk* (osmanisch *bur(u)cuk* 'id.', eigentlich: 'Röhrchen') ebenfalls turksprachiger Herkunft. Im Gegensatz dazu ist *diližan* 'Postkutsche' zwar tatsächlich als დილიჯანი, (*diližani*) in georgischen Wörterbüchern verzeichnet, aber natürlich kein genuin georgisches Wort, da es — wie seine Nebenform დილიჯანს (*diližans*) 'id.' noch deutlicher zeigt — auf ein seit 1803 belegtes russisches дилижанс zurückgeht, das seinerseits wiederum ein Lehnwort aus dem Französischen (*voiture de*) *diligence* '(Eil-) Postkutsche' ist, welches ja auch ins Deutsche entlehnt wurde und möglicherweise schon den Württemberger Auswanderern und Vorfahren der heutigen Mundart-sprecher bekannt war.

In einem Satz zusammengefaßt: Korn's Arbeit liefert dem „Schwabologen“ (im engeren und weiteren Sinne) eine Vielzahl wertvoller Informationen und dem an einer instrumentalphonetischen Fundierung seiner ohrenphonetischen Analyse interessierten Dialektologen ein präzises Orientierungsraster für den systematischen Aufbau einschlägiger eigener Untersuchungen.

Thomas Herok
(Budapest)

Palm, Christine: *Phraseologie. Eine Einführung.* — Tübingen: Gunter Narr Verlag 1995. 130 S.

Der vorliegende Band ist in der Reihe „Narr Studienbücher“ erschienen. Die Bände dieser Reihe haben durch die überschaubare Behandlung von Grundfragen der Linguistik ihre Brauchbarkeit im Hochschulstudium bewiesen. Diese Einführungen oder

Arbeitsbücher zu verschiedenen Disziplinen (u.a. Semantik, Dependenzgrammatik, Übersetzungstheorie) wollen die Studierenden auf der Grundlage der neuesten Forschungsergebnisse mit dem jeweiligen Wissenschaftsgebiet bekanntmachen. Die Arbeit von Palm „will in das zentrale und dynamische Gebiet der Phraseologie, der Wissenschaft von den — mehr oder weniger — festen Wortgruppen mit einer besonderen Bedeutungsstruktur, einführen“ (Hinweis auf der Rückseite des Buchdeckels). Seit dem Erscheinen der zwei Grundwerke zur Phraseologie (Wolfgang Fleischer: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig 1982; Harald Burger / Annelies Buhofer / Ambros Sialm: *Handbuch der Phraseologie*. Berlin/New York 1982) ist keine zusammenfassende Monographie zur Phraseologie mehr erschienen. Die seither vergangenen Jahre und die in dieser Zeit erzielten Ergebnisse der Phraseologieforschung erforderten die Veröffentlichung eines neuen Buches. Deshalb muß die Arbeit von Christine Palm auf jeden Fall begrüßt werden.

Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel (Gegenstand und Terminologie; Phraseologismen im System; Phraseologismen im Text; Psycholinguistische Aspekte; Die Phraseologieforschung). Die Behandlung der Phraseologismen wird durch die Unterscheidung zwischen „langue“ und „parole“ geprägt. Dieses Ordnungsprinzip kommt in der germanistischen Phraseologieforschung häufig vor, so z.B. auch in der Arbeit von Barbara Wotjak (*Verbale Phraseolexeme in System und Text*. Tübingen 1992). Die Kapitel 2 und 3, die dieser Aufteilung folgen, machen einen wesentlichen Teil des vorliegenden Buches aus.

Im ersten Kapitel (Gegenstand und Terminologie) erläutert die Autorin, was im engeren und im weiteren Sinne zur Phraseologie gehört. Zur Phraseologie im engeren Sinne werden nur die Phraseme, d.h. „nicht satzwertige Wortgruppen mit unterschiedlicher syntaktischer Struktur und mehr oder weniger ausgeprägter Umdeutung der Komponenten“ (S. 1f.), gezählt (z. B. *auf den Busch klopfen*). Als Phraseologismen im weiteren Sinne behandelt Palm (1) Sprichwörter (*Wer A sagt, muß auch B sagen*) und Antisprichwörter (*Wer A sagt, muß auch die weiteren Raten zahlen*), (2) Sagwörter oder Wellerismen (*Geld stinkt nicht, sagte der Umweltschützer, nachdem er seinen Geruchssinn für 20.000 Mark verkauft hatte*), (3) LehnSprichwörter (*Steter Tropfen höhlt den Stein — Gutta cavat lapidem*) und (4) Geflügelte Worte (*Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben — Gorbatschow zu Honecker*). Obwohl die Autorin diese Einteilung nicht explizit als Klassifizierung bezeichnet (sie betrachtet sie eher als eine einfache Aufzählung), sollten die LehnSprichwörter doch eher unter den Sprichwörtern und nicht als eine eigene Gruppe aufgeführt werden.

Das zweite Kapitel (Phraseologismen im System) bestimmen semantische Aspekte, wie das auch der Subgruppe 2.1. zu entnehmen ist. Da dem Teil 2.1. keine weiteren Teile wie 2.2., 2.3. usw. folgen, kann dies eher als ein Untertitel aufgefaßt werden. Zunächst werden die traditionellen Kriterien der Idiomatizität, der Stabilität und der Reproduzierbarkeit erläutert, wodurch sich entsprechende sprachliche Wendungen von freien Wortverbindungen abgrenzen lassen. Bei der Idiomatizität, wenn die Autorin die Beachtung der Perspektive des Fremdsprachlers betont, bringt sie u.a. das ungarische Beispiel *lapátra tesz* (der ungarische Wortlaut wird im Buch nicht genannt), das trotz der formalen Identität mit dem deutschen *jn auf die Schippe nehmen* eine andere Bedeutung hat (,jn feuern‘) als das deutsche Pseudoäquivalent (,sich über jn lustig machen, jn veralbern‘). Ähnlich verhält es sich z. B. bei *sich an die Brust schlagen* (,etw bereuen‘) — *veri a mellét* (,stolz sein‘). Solchen „Falschen Freunden“ sollte im Fremdsprachenunterricht viel Aufmerksamkeit geschenkt werden. In bezug auf das erste Kriterium werden im weiteren Grade (vollidiomatische Phraseme: *mit jm noch ein Hühnchen zu rupfen haben*; teilidiomatische Phraseme: *sich ins Fäustchen lachen*) und Arten der Idiomatizität (durchsichtige Metaphorisierungen: *jm den Kopf waschen*; undurch-

sichtige Metaphorisierungen: *einen Narren an jm gefressen haben*; Spezialisierungen (Phraseme, die nur oder vorzugsweise aus Synsemantika bestehen): *bei jm unten durch sein*) sowie Metapher oder Metonymie im Phraseologismus (*in die Röhre gucken*) und das Problem der Konnotation der Phraseologismen (Emotionalität, Stilebenen, Historizität, Regionalität) erläutert. Bei der Stabilität hebt Palm die Relativität dieses Merkmals hervor. Sie verweist auf die Varianten (*von der Pike auf dienen / lernen*), die territorialen Dubletten (*den Rahm abschöpfen*; nicht die Sahne), die unikalenen Komponenten (*jm Fersengeld geben*) und die syntaktischen und morphologischen Anomalien (*mit jm ist nicht gut Kirschen essen*; *Gut Ding will Weile haben*). Bezüglich ihrer Reproduzierbarkeit betrachtet die Autorin die Phraseologismen in der Rede „als bereits fixierte Mini-Texte“ (S. 36), wobei der Textbegriff bei ihr ziemlich weit gefaßt werden muß. Als Mini-Texte werden Phraseologismen als solche im allgemeinen nicht angesehen, sondern nur die Sprichwörter. Die Reproduzierbarkeit läßt sich allerdings für alle Phraseologismen anwenden, obwohl bei Sprichwörtern statt dessen eher von Zitierbarkeit gesprochen wird. Nach der Abgrenzung behandelt Palm die nicht unwichtige historische und kulturelle Dimension der Phraseologie, wobei u. a. auf den Einfluß der Antike (*eine Sisyphus-Arbeit sein*) und der Bibel (*Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande*) aufmerksam gemacht wird. Hier werden auch die produktivsten Lexeme im Komponentenbestand von Phraseologismen aufgeführt. Das Ergebnis untermauert die alte Erkenntnis, daß die Lexeme für Körperteile des Menschen und damit die somatischen Phraseologismen die größte Gruppe ausmachen. Im weiteren wird die innere Struktur von Phraseologismen anhand von besonderen Gruppen von obligatorischen Komponenten (pronominale Komponenten: *seine Haut zu Markte tragen*; Numeralia: *nicht bis drei zählen können*; Negate: *nicht alle Tassen im Schrank haben*; Eigennamen: *Eulen nach Athen tragen*) und besonderen syntaktischen Strukturen (phraseologische Teilsätze: *wissen, wo der Schuh drückt*; komparative Phraseologismen: *weiß wie Schnee*; phraseologische Wortpaare: *klipp und klar*) veranschaulicht. Dieser Teil könnte m.E. in einer (hier fehlenden) eigenen, syntaktische Aspekte erörternden Rubrik behandelt werden (z.B. unter 2.2.). Zuletzt werden in diesem Kapitel paradigmatische Relationen im Phraseolexikon behandelt. Hier werden phraseologische Synonyme (*sich bei jm lieb Kind machen — jm Honig ums Maul schmieren*), Antonyme (*kein Wort über etw verlieren — etw an die große Glocke hängen*), Polyseme (*ein Faß aufmachen* = feiern; viel Aufhebens machen) und Homonyme (*an der Strippe hängen* = von jm abhängig sein; oft und lange telefonieren) diskutiert sowie phraseologische Reihen, d.h. Wortfamilien der Mehrwortlexeme. Beim letzten Phänomen wird wieder auf die phraseologische Bindungsfreudigkeit von bestimmten Lexemen (für Körperteile und Kleidungsstücke) hingewiesen.

Das dritte Kapitel (Phraseologismen im Text) behandelt den kreativen Umgang mit Phraseologismen. Die Autorin bringt u.a. aus ihren wertvollen phraseologischen Arbeiten viele Beispiele, an denen vor allem die hohe konnotative und kreative Potenz von Phraseologismen demonstriert wird. Die zwei bearbeiteten Bereiche (textbildende Potenzen bzw. Modifikationen und Variationen) werden oft durch Code-switching („doppelter Code der freien und idiomatischen Bedeutung“ (S. 62)) beeinflusst (z.B. *Wir haben unseren Urlaub in vollen Zügen genossen*). Die Varianten als usuelle Veränderungsmöglichkeiten lassen sich von den okkasionellen Modifikationen unterscheiden. Vier Arten der Modifikationen werden vorgestellt: Kontamination (Mischung zweier oder mehrerer Phraseologismen), Substitution (Austausch von Komponenten), Remotivation (Aktualisierung der wörtlichen Bedeutung) und lexikalische Füllung moderner Strukturmodelle (von Buch- oder Filmtiteln usw.). An einer Reihe von literarischen Texten, Anekdoten, Grotesken und Werbeslogans werden die phra-

seologischen Prozesse veranschaulicht; dabei wird nach der Beschreibung der Prozesse immer auch ihre Leistung im Kontext in bezug auf die Effekte erläutert. Die zitierten und behandelten Belege können dadurch nicht nur zur sprachlichen, sondern gelegentlich auch zur literarischen Analyse der Gedichte beitragen und dementsprechend im Unterricht eingesetzt werden.

Im vierten Kapitel werden psycholinguistische Konzepte diskutiert, wobei man von der Reproduzierbarkeit der Phraseologismen ausgehen kann. Nach der kurzen Darstellung der Produktion, des Verstehens und des Erwerbs von Phraseologismen beschreibt Palm den gegenwärtigen Stand der Forschung. Sie stellt fest, daß „die Komponenten wieder stärker in den Blickpunkt gerückt sind“ (S. 95). Davon zeugen tatsächlich die neueren Forschungen zur Metapher und zur Metonymie bzw. der kognitive Ansatz in der Phraseologie. Aus diesem Kapitel ist eine schwedische Untersuchung zur phraseologischen Kompetenz hervorzuheben, wobei Schüler der Deutschen Schule in Stockholm nach ihren phraseologischen Kenntnissen befragt wurden. Gemäß dieser Untersuchung ist die phraseologische Kompetenz von zwei- und mehrsprachigen Kindern relativ gut. Ins Buch wurde auch ein Fragebogen aufgenommen, der zu ähnlichen Studien anregen kann.

Die Phraseologieforschung ist der Gegenstand des fünften Kapitels, das sowohl die Anfänge der Forschung als auch die neuesten Tendenzen in Betracht zieht. Dabei wird zunächst auf die terminologische Verwirrung in der Phraseologie verwiesen, wobei es erwähnenswert ist, daß die Vielfalt der Termini im vorliegenden Buch erfreulicherweise nicht zu einer Verwirrung führt. Es wurde schon früher auf die verschiedenen Bezeichnungen von bestimmten Phänomenen hingewiesen, wie z. B. Figürlichkeit / Idiomaticität / Metaphorizität oder Stabilität / Fixiertheit / Festigkeit. Auch solche Basistermini wie Syntagmatik, Paradigmatik, Synsemantikon, Autosemantikon, Code-switching werden klar erklärt und entsprechend muß der Leser komplizierte Definitionen nicht „enträtseln“. Ein Glossar von Fachtermini hätte allerdings ins Buch eingefügt werden können. Hierbei ist noch anzumerken, daß die vielen und meistens neuen, modernen Beispiele und Belege das Material für den Leser sehr anschaulich, lebendig und überzeugend machen. In dieser Rubrik deutet die Autorin zwei große Phraseologieprojekte („Thesaurus deutscher Idiome“ und „Kontrastive Phraseologie Deutsch-Französisch“) an, die die Mittel der kognitiven Linguistik bzw. der Fachtextanalyse in der Forschung anwenden. Zuletzt ist auch die Anführung der Europhras-Tagungen und der entsprechenden Sammelbände sehr nützlich.

Mit der Arbeit von Palm steht den Studierenden der Phraseologie zweifelsohne ein nützliches neues Buch über die Phraseologie zur Verfügung. Der Band mit seinem leserfreundlichen Layout und den leichtverständlichen Erklärungen kann zu Recht als Einführung im Unterricht verwendet werden. Zur Anregung zum Selbststudium können die Literaturhinweise am Ende der einzelnen Kapitel beitragen, wo auch die neuere Literatur und die neuen phraseologischen Wörterbücher berücksichtigt werden.

Tamás Kispál
(Szeged)

Sommerfeldt, Karl-Ernst – Schreiber, Herbert: *Wörterbuch der Valenz etymologisch verwandter Wörter: Verben, Adjektive, Substantive*. — Tübingen: Niemeyer 1996. 298 S.

Mit diesem begrüßenswerten Nachschlagewerk stehen die beiden Verfasser in der Tradition derjenigen Autoren, die neue, sehr brauchbare Valenzwörterbücher herausbringen. Dabei gehen sie von wesentlichen Positionen früherer Publikationen aus, berücksichtigen aber auch die Weiterentwicklung der Valenztheorie. Die Valenz läßt sich heute auf mehreren Ebenen anwenden, kommunikativ-pragmatische Aspekte sollten jedoch stärker zu ihrem Recht kommen. Lexikonelemente können nicht nur in alphabetischer Reihenfolge, sondern auch nach semantischen Beziehungen zwischen ihnen beschrieben werden. Nicht nur Felder jeweils einer Wortart, sondern auch etymologisch verwandte und semantisch ähnliche Wörter mehrerer Wortarten können valenzmäßig beschrieben werden. Zu Feldern zusammengefaßt wurden daher etymologisch zusammengehörende Verben, Adjektive und Substantive. Ausgewählt wurden Felder unterschiedlicher Sachbereiche mit mehrwertigen Valenzträgern, wobei auch ihre vielfältige Wortbildung verdeutlicht wird.

In dem ersten Teil *Theoretische Vorüberlegungen* (S. 1-19) werden zunächst die Entwicklung der Valenztheorie und die Auswirkung der Semantik und Valenz der Autosemantika (Verb, Adjektiv und Substantiv) auf die Struktur von Satz und Wortgruppe kurz dargestellt.

Für die Relevanz der Beschäftigung mit sprachlichen Feldern haben sich neben den beiden Autoren viele Linguisten wie z.B. W. Bondzio, P. R. Lutzeier u.a. ausgesprochen. Ihre grundlegenden Überlegungen zum Feldbegriff werden in dieser Ausgabe erfreulicherweise nicht außer acht gelassen. Ich möchte beispielsweise auf Lutzeiers Definition des Wortfeldes hinweisen, die ich für plausibel halte: „Wortfelder sind zunächst bestimmte Klassen von Wörtern, also Teilklassen des Wortschatzes einer Sprache. Die Elemente eines Wortfeldes sind, was ihre Bedeutung angeht, einander ähnlich, aber auch, falls es sich nicht um strikte Synonyme handelt, gleichzeitig voneinander verschieden. Das Ausmaß an *Ähnlichkeit* überwiegt dabei das Ausmaß an *Verschiedenheit*“ (S.7). Man kann nicht abstreiten, daß Felder eine Struktur haben. Sommerfeldt und Schreiber zitieren aus gutem Grunde Lutzeiers Wortfeldbegriff: „Bezüglich dieser Struktur erhält jedes Element seine Position. Diese Position ist über die Namen der Zerlegungsmengen, denen das Element angehört und den semantischen Relationen des Elements zu anderen Elementen definiert. Insofern ist die Position jedes Elements von den Positionen der übrigen Elemente des Wortfeldes abhängig“ (S. 8). Gerade diese semantische Struktur beschreiben Sommerfeldt und Schreiber.

Ein weiteres Verdienst der Autoren ist die kurze Diskussion über die Anforderungen an Wörterbücher neuen Typs. Der interessierte Leser wird dadurch angeregt, sich mit den lexikographischen Problemen der Bedeutungsbeschreibung in diversen einsprachigen Wörterbüchern auch eingehender zu befassen.

In dem letzten Abschnitt des ersten Teiles erfährt der Leser, wie die linguistische Beschreibung der Semantik und Syntax lexikalischer Einheiten in Feldern erfolgt. Jedes Wortfeld wird in drei Abschnitten dargeboten:

- 1) einer kurzen Beschreibung des jeweiligen Feldes (Angabe der semantischen Invarianten / Kennzeichnung der Distribution / Angabe der Wertigkeit bzw. Stelligkeit),
- 2) einer gegliederten Übersicht über das Wortfeld (Gruppen und Untergruppen nach differenzierenden Semen) und
- 3) der detaillierten Beschreibung der einzelnen Verben, Adjektive und Substantive in alphabetischer Reihenfolge.

Der erste Teil des Buches wird danach durch ein Literatur- und Abkürzungsverzeichnis abgerundet.

Im zweiten Teil der Arbeit (S. 21-288) werden folgende Felder analysiert: *Feld der Fortbewegung, des Transportes, des Besitzwechsels, des Produzierens, der Nahrungsaufnahme, der Reinigung, der Mitteilung (Sprachproduktion), der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Menschen, des emotionalen Bewegens, der rationalen Einwirkung auf den Menschen, der Erlaubnis, der Gefühle und des Existierens.*

Die Methode der Bedeutungsbeschreibung der einzelnen Lexeme in Feldern wird in der vorliegenden Rezension anhand des *Feldes der Fortbewegung* (S. 23-46) exemplifiziert.

1. Abschnitt: die Glieder des *Feldes der Fortbewegung* bezeichnen, „daß sich ein Lebewesen oder ein Ding von einem Ausgangspunkt über weitere Punkte zu einem Zielpunkt bewegt — ggfs. unter Einbeziehung eines Instruments“ (S. 23). In dem Beispielfall sind die Kriterien *Benutzung bzw. Nichtbenutzung von Instrumenten, lokale Argumente, Bezeichnung der Richtung, Bezeichnung des Ausgangspunktes* und die *der Übergangspunkte* für die Klassifizierung der meist zweiwertigen Feldelemente besonders wichtig.

Im zweiten Abschnitt, der besonders übersichtlich gestaltet ist, werden unterschiedliche Gruppen nach bedeutungsdifferenzierenden Merkmalen gebildet:

1. 'allgemeine Fortbewegung auf ein Ziel'
(z.B.: *fliehen / entfliehen / flüchten — flüchtig — Flucht; gelangen / hinaufgelangen / hinuntergelangen* usw.)
2. 'Fortbewegung zu Lande'
2.1. 'im wesentlichen ohne Hilfsmittel'
2.1.1. '(relativ) langsam'
(z.B.: *bummeln / umherbummeln — Bummeln; gehen / zugehen / zurückgehen — Gang* usw.)
2.1.2. '(relativ) schnell'
(z.B.: *eilen / forteilen / weitereilen — Eilen; hasten / vorwärtshasten* usw.)
- 2.2. 'mit Hilfsmitteln'
(z.B.: *kutschieren / umherkutschieren — Kutschieren / Herumkutschieren; rasen / davonrasen / weiterrasen — Rasen* usw.)
3. 'Fortbewegung im Wasser'
(z.B.: *rudern / hinüberrudern / zurückrudern — Rudern; schwimmen / wegschwimmen / zurückschwimmen — Schwimmen* usw.)
4. 'Fortbewegung in der Luft'
(z. B.: *fliegen / abfliegen — Fliegerei / Flug / Abflug / Hinflug / Rückflug / Weiterflug; schweben / niederschweben* usw.)

Im dritten Abschnitt erfolgt die ausführliche linguistische Beschreibung der zum *Feld der Fortbewegung* gehörigen Lexeme wie folgt:

- 1) zunächst werden etymologisch und semantisch zusammengehörende Wörter genannt:
krabbeln — Krabbelei / Gekrabbel
- 2) für jedes angegebene Wort steht ein Beispielsatz, in dem alle Valenzpartner realisiert werden:

weilige *langue* — „direkt auf die Integration des Bewusstseins angelegt sind“ (KLEIN 1984: 131).

Anmerkungen

1. Alle russischen Wörter, Beispiele und Namen sind transliteriert.
2. Einen ausführlichen Überblick über die Geschichte der germanistischen Ellipsenforschung gibt ORTNER 1987.
3. Parallelfälle in beiden Sprachsystemen sind somit Homonyme.
4. Ausführlich hierzu vgl. ORTNER (1987: 85ff).
5. Vgl. auch ÁGEL (1992: 2), FRIES (1983: 9), KOMAROV (1954: 12).
6. Ähnlich auch GROCHOWSKI (1985: 302), der ein Prinzip der „Nicht-Wiederholung der Bestandteile“ formuliert.
7. Bzw. übereinstimmen **würden**, wenn man sie in beiden Konjunkten setzte. Im folgenden wird in entsprechenden Formulierungen der Indikativ gewählt.
8. Vgl. hierzu die Erläuterungen in HERMANN (1984: 10ff) und KLEIN (1993: 783f).
9. Vgl. z.B. KOHRT 1976. Weitere Lösungsansätze werden u.a. in HERMANN (1984: 15ff) und KLEIN (1993: 784ff) erörtert.
10. In den Beispielen werden jeweils die nichtexplizierten Elemente in kursive Klammern gesetzt; in Sätzen mit verschiedenen Ellipsenphänomenen wird das jeweils fokussierte unterstrichen.
11. Hier würden allerdings viele Muttersprachler eine Vorwärtsellipse bevorzugen.
12. Auf nominaler Ebene dagegen sind Rückwärtsellipsen im Russischen eher gebräuchlich.
13. Diese Bedeutungsnuance ist in der Forschung immer wieder als zentrales Charakteristikum der Konjunktion *a* hervorgehoben worden, vgl. z.B. HERMANN (1984: 51 und 1985: 121), ANTONOVA (1959: 11), ONUFRIJČUK (1976: 135).
14. Hierauf weist auch ÁGEL (1991: 45f) bei der Untersuchung lexikalischer Ellipsen hin.
15. Das heißt jedoch nicht, daß nicht auch im Russischen Akzentuierungen und Bedeutungsnuancen über die Wortstellung erreicht werden könnten.
16. Das Begriffspaar „beibehalten – neu“ stammt von KLEIN (1985: 23).
17. Üblicherweise zeigt im Russischen in derartigen Sätzen ein Gedankenstrich zwischen Subjekt und Dativobjekt an, daß eine Verbellipse vorliegt.

Literaturverzeichnis

ÁGEL, VILMOS: *Lexikalische Ellipsen*. Fragen und Vorschläge. — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 19 (1991), S. 24-48.

ÁGEL, VILMOS: *Statik und Dynamik in der Betrachtung des deutschen Wortschatzes*. Lexikalische Ellipse und Verbvalenz. — In: *Német Filológiai Tanulmányok* [=Arbeiten zur deutschen Philologie] XXI (1992), S. 1-9.

ANTONOVA, G. I.: *Nepolnye predložženija v sovremenom russkom jazyke (pis'mennaja reč')*. — Dis. kand. filol. nauk, Magnitogorsk 1959.

BÜHLER, KARL: *Sprachtheorie*. Die Darstellungsfunktion der Sprache. — Jena 1934.

BUßMANN, HADUMOD: *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 2. Aufl. — Stuttgart: Kröner 1990. (= Kröners Taschenausgabe Bd. 452).

DELBRÜCK, BERTHOLD: *Grundfragen der Sprachforschung*. Mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert. — Straßburg: Verlag von Karl J. Trübner 1901.

- DEVKIN, V. D.: *Nemeckaja razgovornaja reč': Sintaksis i leksika*. — Moskva 1979.
- DEVKIN, V. D.: *Dialog: Nemeckaja razgovornaja reč' v sopostavlenii s russkoj*. — Moskva 1981.
- FRIES, NORBERT: *Syntaktische und semantische Studien zum frei verwendeten Infinitiv und zu verwandten Erscheinungen im Deutschen*. — Tübingen: Narr 1983.
- GROCHOWSKI, MACIEJ: *Das Problem der Ellipse vom Standpunkt der Satzgenerierungsregeln aus betrachtet*. — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke*. Bd. 1. Tübingen 1985. S. 291-305.
- HERINGER, HANS JÜRGEN: *Theorie der deutschen Syntax*. 2. Aufl. — München: Max Hueber Verlag 1973 (= Linguistische Reihe 1).
- HERMANN, ELENA: *Untersuchungen zu einem Typ der Verbellipse in symmetrischen Konstruktionen — GAPPING — im modernen Russischen*. Diss. — Leipzig 1984.
- HERMANN, ELENA: *Zur Verbal(Phrasen)Ellipse im modernen Russischen*. — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke*. Bd. 1. Tübingen 1985. S. 110-125.
- ISAČENKO, A. V.: *Kontextbedingte Ellipse und Pronominalisierung im Deutschen*. — In: *Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung*. Wolfgang Steinitz zum 60. Geburtstag am 28. Februar 1965 dargebracht. Berlin: Akademieverlag 1965. S. 163-174.
- JACOBS-SÖFFKER, SILKE: *Zur Spezifik der Satzgliedrealisation in der russischen „razgovornaja reč'“ — Die Erscheinung der Ø-Realisierung*. — Hagen 1986.
- KLEIN, WOLFGANG: *Ellipse, Fokusgliederung und thematischer Stand*. — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke*. Bd. 1. Tübingen 1985. S. 1-24.
- KLEIN, WOLFGANG: *Ellipse*. — In: JACOBS ET AL (Hg.), *Syntax*. Ein Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbbd. Berlin; New York 1993. S. 763-799.
- KODUCHOV, V. I.: *Vvedenie v jazykoznanie*. 2. Aufl. — Moskva 1987.
- KOHRT, MANFRED: *Koordinationsreduktion und Verbstellung in einer generativen Grammatik des Deutschen*. — Tübingen 1976. (=Linguistische Arbeiten 41).
- KOMAROV, A. P.: *Nepolnye predloženiya v sovremennom nemeckom jazyke*. Dis. kand. filol. nauk. — Moskva 1954.
- LEKANT, P. A.: *Ob elliptičeskich predloženijach v russkom jazyke*. — In: Uč. zap. MOPI im. N. K. Krupskoj, t. 148, russkij jazyk, vyp. 10 (1964), S. 111-123.
- LEKANT, P. A.: *Ellipsis kak problema sintaksisa i frazeologii*. — In: Uč. zap. MOPI im. N. K. Krupskoj, t. 160, russkij jazyk, vyp. 11 (1966), S. 210-225.
- ONUFRIJČUK, E. A.: *Usloviya pojavlenija ellipsis v tekste i trudnosti, svjazannye s ego vosstanovleniem*. — In: *Lingvističeskie problemy funkcional'nogo modelirovanija rečevoj dejatel'nosti*, vyp. 3 (1976), S. 131-139.
- ORTNER, HANSPETER: *Die Ellipse*. Ein Problem der Sprachtheorie und der Grammatikschreibung. — Tübingen 1987.
- PADUČEVA, E. V.: *O semantike sintaksisa (materialy k transformacionnoj grammatike russkogo jazyka)*. — Moskva 1974.
- SHOPEN, TIMOTHY: *A Generative Theory Of Ellipsis. A Consideration Of The Linguistic Use Of Silence*. — Reproduced by the Indiana University Linguistics Club 1972.
- SKOVORODNIKOV, A. P.: *O kriterii elliptičnosti v russkom sintaksise*. — In: *Voprosy jazykoznanija* 1973/3, S. 114-123.
- STEGNER, JULIANE: *Ellipse als Mittel zum Ausdruck der Thema-Rhema-Struktur*. — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke*. Bd. 1. Tübingen 1985. S. 25-54.
- ZELENSKAJA, V. V.; REMIZOVA, N. I.: *Semantičeskaja kompressija glagol'nych slovosocetanij vo francuzskom i russkom jazykach*. — In: *Semantika i urovni ee realizacii*. Sbornik naučnych trudov. Krasnodar 1994. S. 47-52.
- ZEMSKAJA, E. A.; KITAJGORODSKAJA, M. V.; ŠIRJAEV, E. N.: *Russkaja razgovornaja reč'*. 2. Aufl. — Moskva 1987.

Beispiel von grammatisch(-didaktisch)en Problemen wie dem der Abgrenzung von prädikativem und adverbialem Gebrauch von Adjektiven und dem der „Abtönungspartikel“ möchte Kohn zeigen, daß literarische Texte geeignet seien, „einleuchtender und glaubwürdiger als in einer rein grammatischen Beschreibung“ (71) die infrage stehenden Phänomene darzustellen. Seine beiden Textbeispiele sind so glücklich gewählt — ein Trakl-Gedicht für das Adjektivproblem und Borcherts *Ratten* für die Partikeln —, daß Weinrich sie vielleicht in seine „Textgrammatik“ aufgenommen hätte. In einem Detail jedoch muß ich Kohn widersprechen: Kohn spricht von zwei Möglichkeiten, die Partikel *doch* in *Nachts schlafen die Ratten* *doch* zu akzentuieren und folglich zu interpretieren (77f): mit einer unbetonten und einer betonten Lesart von *doch*. Dabei führt er — ohne näher auf die unbetonte Variante einzugehen — als Argument für die betonte Variante an, daß durch das betonte *doch* der Mann auf die „Ausgangsvorstellung“ des Jungen reagiert, nämlich „Nachts schlafen die Ratten nicht (Hat der Lehrer gesagt)“ (ebd). Aber diese Lesart ist bei genauer Lektüre des Textes nicht haltbar, denn nirgends im Vortext kann man lesen, daß der Lehrer gesagt hätte, daß die Ratten nachts nicht schlafen. Im Borchert-Text ist dagegen davon die Rede, daß der Lehrer nicht gesagt hätte, daß die Ratten nachts schlafen. Kohn verwechselt hier m.E. die Fälle [1] *A sagt nicht, daß p* und [2] *A sagt, daß nicht p*. Wenn aber keine ursprüngliche „Ausgangsvorstellung“ beim Jungen vorliegt, dann macht die betonte Variante keinen Sinn. Sinn macht dagegen ausschließlich die unbetonte Variante mit dem Äußerungsakzent auf *schlafen*.

Auch wenn diese Rezension ca. 5 Jahre nach der ursprünglichen Szombathelyer Tagung erscheint, wünsche ich diesem Sammelband doch seine — kritischen — Leser, denn die oben hervorgehobenen didaktischen Konzepte haben, soweit ich sehen kann, für die ungarische Germanistik und Fremdsprachendidaktik noch kaum etwas von ihrem Neuigkeitswert eingebüßt.

Gunther Dietz
(Debrecen)

